

Schlesisches Heim

Monatschrift der Schles. Heimstätte, provinziellen
Wohnungsfürsorgegel. m. b. H. und der Wohnungs-
fürsorgegesellschaft für Oberschlesien G. m. b. H.

Schriftleitung: Reg.-Baumeister Boehm, Breslau, Stern-
straße 40 u. Reg.-Baumeister Niemeyer, Oppeln, Sternstr. 18.

Jahrg. 6

September 1925

Heft 9

Nachruf.

Es ist uns zur traurigen Gewißheit geworden, daß

Herr Assessor Fritz Baumgarten,

Geschäftsführer der Schlesischen Heimstätte, Provinzielle Wohnungsfürsorgegesellschaft m. b. H. in Breslau, den Tod in den Bergen gefunden hat. Der Verstorbene war Mitglied des Finanzausschusses unseres Verbandes und hat seit Gründung des Verbandes an dessen Arbeiten mit vorbildlichem Eifer teilgenommen. Durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und seine Verbands-treue hat er sich die Zuneigung aller Verbandsmitglieder in hohem Maße erworben. Seine reiche Begabung hätte seinem Leben noch manchen Erfolg gewährleistet. Der Verband betrauert den Verlust einer seiner wertvollsten Persönlichkeiten und wird ihm ein treues Andenken dauernd bewahren.

Reichsverband der Wohnungsfürsorgegesellschaften e. V.

Der Vorsitzende des Verwaltungsrats:
Knoblauch

Der Vorstand:
von Gruner

Blick über die Grenzen.

Reiseeindrücke aus Holland und England.

Von Reg.-Baumeister Herbert Boehm

Die Stabilisierung unserer Währung hat uns, d. h. auch dem minderbegüterten Deutschen, wieder die Grenzen geöffnet. Für den am Bauwesen Interessierten bedeutet das einen nicht zu unterschätzenden Nebenerfolg dieser großen Wandlung. Wenn auch uns Deutschen gerade, die wir immer dazu neigen, fremde Einflüsse zu überschätzen, dieses mehrjährige auf uns Angewiesensein gewiß nicht schadete, so war es doch an der Zeit, das von uns in der Nachkriegszeit Erreichte und die langsam stetiger gewordenen Tendenzen dieser Entwicklung am Maßstabe des Auslandes zu messen, des Auslandes, das ja auf unserem engeren Gebiete des Wohnungswesens größtenteils vor denselben Problemen des Wohnungsmangels und der Produktionskrise stand und steht, wie wir, wenn auch der gerecht Vergleichende

nie den Unterschied von Sieger, Zuschauer und Besiegtem aus dem Auge verlieren darf. Gewiß war die Verbindung mit dem Auslande über die Fachpresse nie völlig unterbrochen, aber auch sie wurde erst nach der Stabilisierung merklich reger, und letzten Endes konnte sie die lebendige Anschauung nicht ersetzen. Lebendiges läßt sich nicht beschreiben, sondern nur erleben.

So war es dankbar zu begrüßen, daß die Deutsche Gartenstadtgesellschaft in diesem Jahre ihre Vorkriegstradition wieder aufnahm und eine Studienreise nach Holland und England veranstaltete, die den 60 Teilnehmern aus allen Gegenden Deutschlands und einigen Nachbarstaaten in kurzer Zeit eine Fülle von Eindrücken vermittelte, die tatsächlich ein Vergleichen mit heimischen Erfahrungen ermöglichten. Daß man



Abb. 1. Typisches Straßenbild aus einer älteren Londoner Vorstadt. Beispiel für weitgehende Typisierung schon in der Vorkriegszeit.

dabei so nahe an die Dinge und die Menschen, insbesondere an die leitenden Köpfe herankam, war natürlich mir möglich durch die glänzende Organisation der Reise und durch die engen und freundschaftlichen Beziehungen der Gartenstadtgesellschaft zu den Schwestergesellschaften jenseits der Grenzen, die alle in der „Internationalen Vereinigung für Gartenstadt- und Städteplanung“ vereint sind. Nebenbei gesagt, war gerade in diesen Kreisen ein enger nationaler Chauvinismus nie zu Hause.

Um es gleich vorweg zu sagen: Das große ermutigende Fazit der Reise war die Erkenntnis, daß die große Idee der Siedlung im weitesten Sinne, der Auflösung der Großstädte und der Gartenstadt als der Wohnform von morgen marschiert, und weder durch die Angstlichkeit ausschließlich wirtschaftlich eingestellter Kommunalpolitiker, noch durch organisierte Sonderinteressen wird zu Fall gebracht werden können. An uns wird es liegen, wie schnell Deutschland den Vorsprung, den glücklichere Nachbarn auf diesem Wege gewonnen haben, einholen wird.

Über die Frage der Wohn- und Bauform, der Siedlungs-, Stadt- und Landesplanung, die alle jener großen Generalidee dienen und von ihr befruchtet werden, sei hier ohne Anspruch auf Systematik und Vollständigkeit einiges gesagt.

Um von vornherein dem Einwand zu begegnen, daß die Sieger und Zuschauer sich eben den „Luxus“ des Flachbaues leisten könnten, sei gleich gesagt, daß auch in Holland und England die Arbeiterwohnungen, also die große Masse der Wohnungen, bis zurzeit nicht rentierbar, also nicht durch die Privatbautätigkeit, also nicht ohne Staatszuschüsse, erstellt werden kann. So stehen beispielsweise in Amsterdam im Jahre der stärksten Bautätigkeit 1924 6 300 mit Staats-

Beihilfen errichteten Wohnungen nur 960 in reinen Privatbauten gegenüber. Für 1922 sind die entsprechenden Zahlen sogar 6 200 zu 150. Trotzdem gestaltet sich natürlich die Finanzierung nicht so verzweifelt schwierig wie bei uns: private Hypothekengelder stehen genügend und zu relativ mäßigen Zinssätzen von 6 bis 7% zur Verfügung. Aber um die Mieten erträglich zu gestalten, sind eben doch für die billigen Wohnungen die staatlichen Beihilfen erforderlich, die in England mit 3% Prozent verzinst werden. Trotzdem sind die sich ergebenden Mieten weit höher als bei uns; aber sie werden gezahlt, denn die allgemeinen Mieten

wurden nicht wie bei uns künstlich niedrig gehalten, sondern betragen für die breiten Volksschichten $\frac{1}{5}$ — $\frac{1}{4}$ des Einkommens und erreichen damit wohl die äußerste Grenze des Tragbaren. In der nüchternen Erkenntnis dieser Tatsache, daß die Kleinstwohnung nicht rentierbar zu stellen ist, haben manche Gartenstadtgesellschaften in England die Konsequenz gezogen, sich zunächst auf den Bau von Mittelstandswohnungen zu beschränken, wobei die frei werdenden, natürlich billigeren Wohnungen den finanziell schwächsten Bevölkerungsschichten überlassen werden, eine Politik, die dem kühl rechnenden Verstande des Engländer durchaus entspricht. Allerdings muß gesagt werden, daß weder der Engländer noch der Holländer zu dem sozialpolitischen Kompromiß greift, zu dem uns die wirtschaftliche Notlage öfters einfach gezwungen hat: das Raumprogramm der Kleinstwohnung zur Erzielung der Durchführbarkeit einfach nach unten zu beschneiden. In beiden Ländern gilt die aus Küche, Wohnzimmer, 3 Schlafzimmern und Nebengeläß bestehende Wohnung nach wie vor als Normaltyp, der nur ganz selten unterschritten wird.

Erleichtert wird die Finanzierung besonders in England durch die niedrigen Bodenpreise. Dieses glückliche Land, in dem seit jeher das Einfamilienhaus die herrschende Wohnform blieb, kennt infolgedessen kaum den Begriff Bodenspekulation. Aufgeschlossenes Bauland kostet in den Gartenvorstädten 3—4 Mark pro qm, wird aber meistens von den Bauherren nicht gekauft, sondern in den überwiegenden Fällen in Erbpacht mit sehr langer Frist (meist 999 Jahre) übernommen. Auch diese Form der Landbergabe ist von alters her heimisch und braucht nicht erst wie bei uns mühsam und gegen große Widerstände der Interessenten eingebürgert zu werden. Dazu kommt, daß die Parzellen im allgemeinen ziemlich

klein (gewöhnlich zwischen 300 und 400 qm) geschnitten werden, was nicht nur den Erwerb der Parzellen, sondern auch die Straßencosten verbilligt und den städtebaulich nicht zu unterschätzenden Vorzug hat, daß die Siedlungen wohlthuend geschlossene, räumliche Wirkungen erhalten.

Von der Art, wie dieser Vorzug genutzt wird, also von der allgemeinen städtebaulichen Gestaltung des Siedlungsplanes, seiner Gliederung im großen und Durcharbeitung im einzelnen konnten wir Deutschen drüben allerdings nicht allzuviel lernen. Wie merkwürdig es auch klingt: der Engländer scheut sich auf diesem Gebiet vor systematischer Straffheit und sachlicher Klarheit der Straßenführung und Hausgruppierung und huldigt hierin immer noch einer für unsere Begriffe überholten Romantik. Unübertrefflich allerdings, wie er seine Häuser und Hausgruppen der Landschaft anpaßt und einfügt, jede Anregung der Bodengestaltung und des Baumwuchses aufnimmt und seinen Bauten verbindet. Aber er kommt über das Übermaß von Einzelgruppierungen, Wohnhöfen und Platzbildungen hinaus, oft nicht zu großzügigen und überzeugenden Gesamtgestaltungen. Die neueren Teile von Welwyn, das von dem Gemeindearchitekten de Soissons betreut wird, machen hierin eine angenehme Ausnahme. (Abb. 2.)

Eher noch begegnet man in Holland Lösungen, die unseren besten städtebaulichen Leistungen im Geiste verwandt sind. Abb. 3 zeigt beispielsweise den Lageplan der Gartensiedlung Breewijk, der außerordentlich klar und logisch gestaltet ist; wie der Augenschein zeigt, ist die Wirkung von nüchternen Eintönigkeit weit entfernt. Ofters verfallen allerdings die Holländer einem akademischen und ornamentalen Formalismus, dessen Gebilde nicht gestaltet sind und denen man die Flachheit des Reißbrettes zu sehr ansieht.

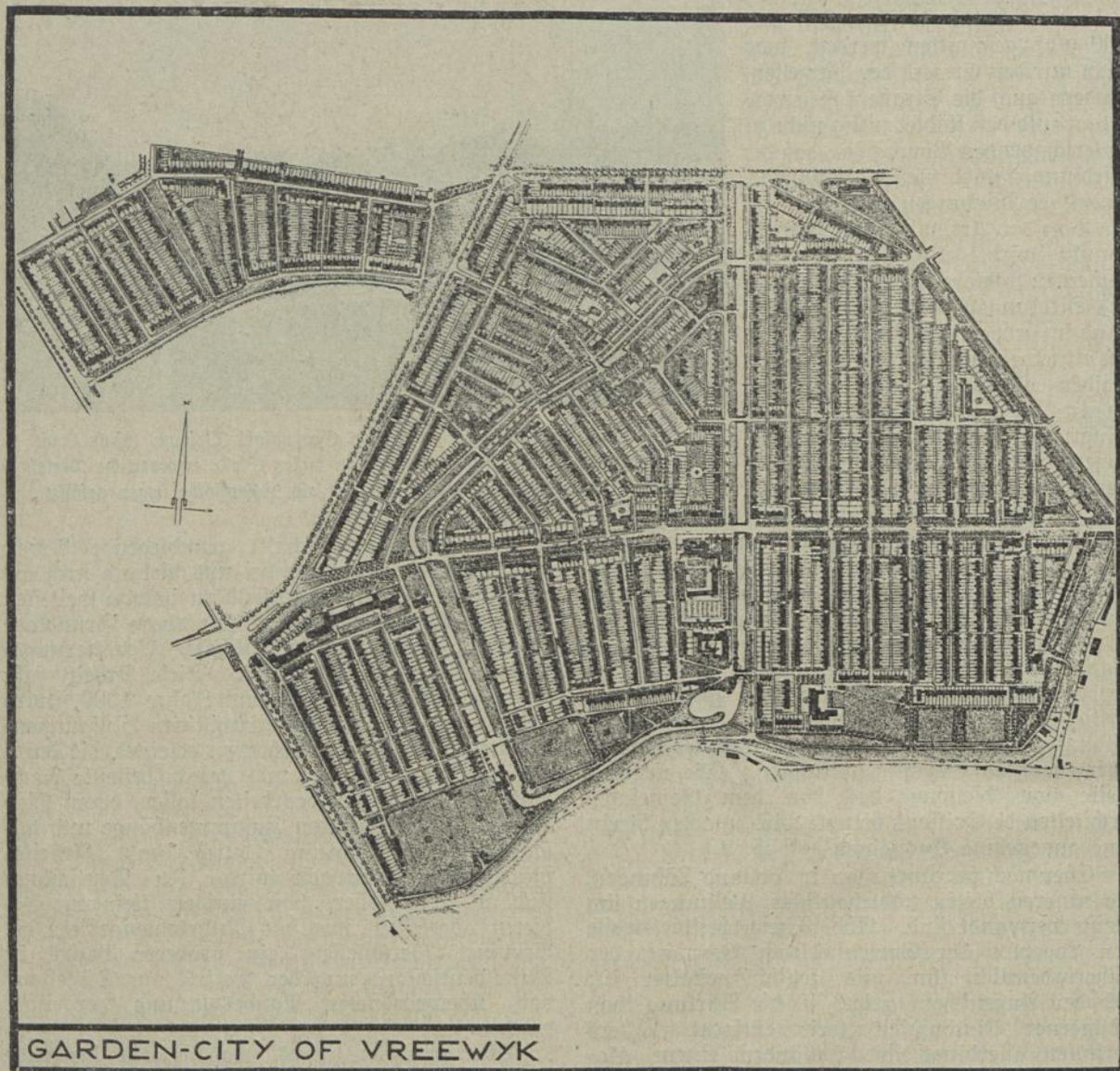
Vorbildlich dagegen kann uns in England sein, wie die Städteplanung sich zur Landesplanung ausgeweitet hat. Mag auch das, was bei uns auf diesem Gebiete für den Ruhrkohlenbezirk durch den Ruhrsiedlungsverband geschaffen worden ist, schon weiter durchgearbeitet und fruchtbarer geworden sein, so ist es doch bewundernswert, wie dieses ziemlich junge Gebiet im weitesten Sinne städtebaulicher Organisation drüben in kurzer Zeit Gemeingut der Fach- und Laienkreise geworden ist: $\frac{1}{8}$ der Fläche von England und Wales mit $\frac{1}{5}$ der Bevölkerung des Landes ist heute bereits von der Landesplanung ergriffen, und diese für die Organisation der ge-



Abb. 2. Straßenbild aus der englischen Gartenstadt Welwyn (Arch. Louis de Soissons). Der Raum für die später an dieser Stelle erforderliche Verkehrsstraße ist freigehalten und wird zunächst als Rasenfläche liegen gelassen.

samtan Rationalwirtschaft grundlegende Arbeit gilt dort nicht mehr wie bei uns vielfach noch als utopisches Theoretisieren, sondern ist von weitesten Kreisen als notwendige und fruchtbare Grundlage aller modernen Volkswirtschaft, Bevölkerungs- und Verkehrspolitik erkannt. Diese Arbeit fußt auf dem Städtebaugesetz vom Jahre 1909, wird aber größtenteils im freiwilligen Zusammenarbeiten aller lokalen Behörden geleistet, die durch ein gewähltes Komitee und durch bestellte Sachleute die Planungen bearbeiten lassen, deren Einpassung in die größeren Zusammenhänge und tatsächliche Durchführung durch das Arbeitsministerium überwacht wird. In Deutschland sind m. W. bisher, von einigen kleineren Gebieten abgesehen, nur das Ruhrkohlengebiet, die Provinz Oberschlesien, ein größerer Bezirk in Mitteldeutschland und der Bezirk um Düsseldorf von übergeordneter Landesplanung ergriffen worden.

Aber nicht das ist es, was so sehr den englischen Vorsprung ausmacht, sondern das auf dem Wege zur Trabantenstadt (dort satellite-town genannt) bereits Erreichte zu der Zeit, wo bei uns die Großstadterweiterung nach langen Diskussionen in der Fachpresse und auf Kongressen erst langsam gegen den Widerstand eingeschworener Großstadtpolitiker und interessierter Wirtschaftskreise die Anerkennung der breiteren Öffentlichkeit erringt. Sellaerau bei Dresden, das nach englischem Vorbild vor dem Kriege entstand, blieb ein ziemlich vereinzelter Versuch und ist auch noch mehr Gartenvorstadt als ein wirtschaftlich in sich ruhendes und selbständig lebensfähiges Gebilde, das die Trabantenstadt der Zukunft sein will und muß, soll sie die erhoffte gesundheitliche und wirtschaftliche Besserung bringen, die wir brauchen, um uns auf die Dauer als gesundes



GARDEN-CITY OF VREEWYK

Abb. 3. Lageplan der Gartenvorstadt Vreewyk bei Rotterdam (Arch. Grandpré Nosière).

Volk und konkurrenzfähige Nationalwirtschaft zu behaupten. Darüber haben schon verschiedene solcher wirklichen Trabantenstädte den praktischen Beweis für die Durchführbarkeit erbracht. Nicht, daß London und die anderen großen Industriestädte sich heute schon im wesentlichen in dieser Form erweiterten — auch der Bau von Gartenvorstädten geht weiter im großen Stile voran, aber daneben behaupten die älteste Gartenstadt Bourville bei Birmingham, die Gründung eines weitstehenden und wahrhaft sozial eingestellten Industrieführers mit seinen 5500 Einwohnern, Lechworth mit einer starken eigenen Industrie und 13 000 Einwohnern und die Nachkriegs-

gründung Welwyn mit bereits 3200 Einwohnern ihr Eigenleben auf gemeinnütziger Basis, wachsen weiter und tragen sich finanziell bereits selbst. Der Wertzuwachs am Grund und Boden fließt der Allgemeinheit wieder zu. Erreicht wird das dadurch, daß die meisten gewerblichen Betriebe, die eigentliche Industrie ausgenommen, die Läden, Gasthäuser, Kinos usw. von der die Gartenstadt gründenden Gesellschaft vermittels der Gründung von Tochtergesellschaften selbst bewirtschaftet werden. Die erzielten Überschüsse werden zur weiteren Errichtung von Wohnungen und öffentlichen Gebäuden benutzt. Die ersten Anschließungskosten werden vom

Staat in Form von billigen Anleihen hergegeben. (Wann wird sich Preußen entschließen, wenigstens den Teil des Hauszinssteueraufkommens, der dem staatlichen Ausgleichsfonds oder Wohnungsfürsorgefonds zufließt, in diesem Sinne in den Dienst großzügiger Siedlungspolitik zu stellen? !)

Es ist eine Art praktischer Kommunismus, der hier, wenige Meilen von der kapitalistischen Schlagader Europas, London, entfernt, betrieben wird, und das bestimmt den ganzen Geist dieser Städte. Der humanitäre, religiöse und idealistische Geist ihrer Gründer ist noch hinter der zukunfts-mutigen Schaffensfreudigkeit der heutigen Leiter zu spüren und steht gut zu dem Pioniertum dieser „Jugend“-Bewegung einer alten Nation. Auch ein stark antialkoholischer Einschlag unterstreicht diesen Eindruck. Aber all das ist fern von Pietismus oder literarischem Ästhetentum: es wohnen da Menschen, die mitten im Leben stehen, denen ihr „Haus ihre Burg ist“, die ihren Garten mit einer kultivierten Liebe pflegen und denen der Sport tägliche Gewohnheit ist. Sie haben es leichter als wir, sie arbeiten im Durchschnitt sicher erheblich weniger, brauchen sich nach Arbeits-schluß nicht erst eine Stunde lang in überfüllten Straßenbahnen zu drängen, um ihr Heim zu erreichen, und dann wieder, um zu ihrem Sportplatz zu gelangen. Die kleinen eingestreuten Tennis- und sonstigen Sportplätze gehören zum selbstverständlichen Requisite jeder Vorstadt, und kommen nicht erst zum Schluß dran, wenn alles sonst fertig ist, sondern wachsen mit den Häusern und Straßen. Und all diese Plätze sind wundervoll gepflegte, vollkommen ebenmäßige Rasenplätze von einer Dichte und Elastizität, die wir leider nicht nachmachen können, weil wir den Engländern nicht ihr Klima nachmachen können. Es war für uns Deutsche, die wir, von einigen ausgefranzten Fußballplätzen abgesehen, nur unsere Bierplätze mit den bekannten Schildern „Betreten verboten lt. §“ kennen, eine ungewohnte Sensation, auf solch samt-kurz-geschorenem Rasen ungestört spazieren gehen zu dürfen.

Rasen, Blumen und Hecken, wundervoll dichte, gepflegte Hecken, sind die Mittel der Gartengestaltung, keine Schlägelwege, denn der Rasen ist zugleich Weg. Allenfalls werden einige Kalksteinplatten, locker aneinandergesügt, in den Rasen eingelegt. Der Raum zwischen Straßendam und Haus wird entweder als Rasenstreifen uneingezäunt liegen gelassen und von der Gemeinde gepflegt oder als Vorgarten eingezäunt und dann meist durch eine kräftige Hecke gegen den Bürgersteig abgeschlossen. Wo die gute Unterhaltung dieser Vorgärten nicht mehr selbstverständliche Gewohnheit ist, wie stellenweise im holländischen Kohlenrevier, da sorgt eine scharfe Kontrolle unter Androhung strenger Strafen für



Abb. 4. Einfamilien-Reihenhäuser in Hilversum-Holland (Arch. Dudok).

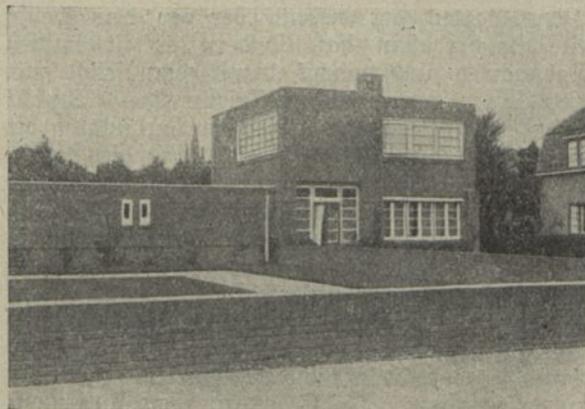


Abb. 5. Lehrerhaus in Hilversum (Arch. Dudok).



Abb. 6. Straßensbild aus dem neuen Amsterdam.

Besserung. Gemüse wird nicht viel angebaut, viele beschränken sich auf kleine Blumengärten. Denn erstens sind, wie schon gesagt, die Parzellen meist recht klein geschnitten, und dann haben diese Länder nicht unsere Inflationszeit durchgemacht, die bei uns die alte Erfahrung, daß das Gemüse im Eigenbau nicht viel billiger wird als das im Großbetrieb erzeugte, auf den Kopf stellte und damit den Landhunger des Siedlers manchmal ins Maßlose trieb.

Worauf die außerordentliche Wohnlichkeit und Naturwüchsigkeit der meisten englischen und holländischen Siedlungen mit zurückzuführen ist, das ist die Kunst, Haus, Garten und Straße zu einer absoluten und selbstverständlichen Einheit zusammenzubringen. Wenn man sich nach den Mitteln fragt, mit denen das erreicht ist, so findet man, daß es im Grunde nur an der Kultur der Gartengestaltung liegt, die sich nicht auf bestimmte Formeln bringen läßt. Der Garten ist eben nicht der bei uns so häufig vertretene „Zier“-Garten, der neben oder vor dem Hause sein Sonderdasein hat, sondern er ist immer Wohngarten und wächst damit von selbst mit dem Wohnzimmer, das meist nur 1—3 Stufen höher liegt, zusammen, wobei die Verbindung oft ein gepflasterter Sitzplatz bildet. Und die Straße vor dem Garten ist wiederum nicht die staubige und gefährliche Verkehrsstraße, vor der man sich nach Möglichkeit abschließen möchte, auch nicht die aus Geldmangel oder Lieblosigkeit verwahrloste Wohnstraße mancher unserer Siedlungen, sondern die richtige „Wohn“-Straße, wenig befahren, aber gut befestigt und entwässert, schmal, aber durch die Vorgärten nicht eng wirkend und sehr sauber gehalten. Die Schotterstraßen sind meist geteert, so daß die Staubeentwicklung auf ein Minimum eingeschränkt bleibt. Besonders reizvoll und geschlossen wirken viele holländische Siedlungsstraßen durch die Einheitlichkeit des Materials: Hausfronten und Straßenfläche aus demselben wundervollen, dunkelfarbigem, kleinformatigen, unerpuzten Backsteinmaterial, das, beiläufig gesagt, noch vielfach im Feldbrand gewonnen wird. So wirken die schmalen Straßen tatsächlich wie Räume, denen nur die Decke fehlt, und werden lustig belebt von Scharen gesunder, pausbäckiger Kinder, denen die Straße ein ungefährlicher Spielplatz ist. (Die Geburtenziffer einer holländischen Siedlung im Kohlenrevier war im letzten Jahre 31,2 pro tausend Einwohner gegenüber dem Reichsdurchschnitt von 24,9.)

Und nun zur Wohnform: Es wurde schon gesagt, daß sowohl in England wie in Holland die Mietkasernen und überhaupt das Stagenmietshaus kaum bekannt sind. Das Einfamilienhaus herrscht absolut, und das geht so weit, daß

der Holländer auch da, wo er gezwungen ist, drei- oder viergeschossig zu bauen, also auf dem teureren großstädtischen Boden, nahe den Hafen- oder Geschäftsvierteln, meist das Charakteristikum des Einfamilienhauses, die eigene Haustür jeder Wohnung, beibehält und diesen „Luxus“ mit der Schaffung getrennter Treppen für alle Wohnungen, die kunstvoll übereinander weggeführt werden, bezahlt. (Abb. 11—13.) In einem ausgedehnten Wohnblock in Amsterdam hat man versucht, dieser Schwierigkeit auszuweichen, indem man im Inneren des Blockes über dem ersten Obergeschoß einen balkonartig vorgezogenen zweiten Verkehrsweg angelegt hat, der an allen Innenfronten entlang läuft, und an dem nun wiederum die Eingänge für die obere Schicht zweigeschossiger Einfamilien-Reihenhäuser liegen. (Abb. 14.) Diese obere Wohnstraße wird durch einzelne gemeinsame breite Treppenaufgänge in den Blockecken für Fußgänger und durch Lifts für Handwagen usw. zugänglich gemacht. Wir sind geneigt, derartiges für eine teure Spielerei zu halten; ich glaube auch kaum, daß diese Lösung sich einbürgern wird, aber erklärlich wird sie aus dem unerschütterlichen Festhalten des Holländers an seinem Eigenheim und aus den hohen Aufschließungskosten des holländischen Bodens, der fast überall tiefe Pfahlgründung verlangt, und zwar waren beispielsweise in einer Flachbausiedlung bei Amsterdam pro Quadratmeter bebauter Fläche drei Pähle von je 12 m Länge erforderlich, die mit Dampfkrännen angetrieben werden, was zur Folge hat, daß normalerweise mindestens 25 % der Baukosten auf die Gründung entfallen, wobei nicht einmal Kellerräume gewonnen werden. Über die Pfahlköpfe wird meist eine durchgehende massive Betonplatte von mindestens 20 cm Stärke gelegt, die dann das Gebäude trägt.

Wohnküche, Spülküche, die oft als Sommerküche oder auch mit als Bad benützt wird, ein kleiner Vorratsraum für Kohlen usw. im Erdgeschoß, drei kleine Schlafräume im Ober- oder Dachgeschoß, das ist der vorherrschende Wohnungstyp. Bei den Mittelstandswohnungen tritt im Erdgeschoß noch ein kleines Wohnzimmer hinzu. In England fehlt selten ein Badezimmer, der meist mit dem Klosett verbunden wird, und eine besondere Speisekammer. Unterkellerung ist in beiden Ländern ganz selten und wird nicht entbehrt, da die Bevölkerung nicht daran gewöhnt ist, Kohlen, Kartoffeln und andere Vorräte für den ganzen Winter in größeren Mengen einzulagern. Diese altbewährten Hausformen sind natürlich weitgehend typisiert (s. Abb. 1 als Vorkriegsbeispiel). Kein Mensch empfindet das, wie noch häufig bei uns, als drückende und eintönige Gleichmacherei, dagegen verdanken die

Straßenbilder dieser Einheitslichkeit der einzelnen Zellen ihre wirkungsvolle Geschlossenheit und Ruhe, und die Wirtschaftlichkeit des dadurch ermöglichten industrialisierten Bauens ganzer Straßenzüge liegt auf der Hand und drückt sich in den Mieten aus. Daß dabei selten für den einzelnen Bauherrn, sondern meist auf Vorrat für Genossenschaften oder Kommunen gebaut wird, erleichtert natürlich den Architekten die Arbeit ganz wesentlich und erspart ihm die unfruchtbaren und zeitraubenden Kämpfe mit dem Bauherrn um Durchsetzung eines bewährten Types oder eines sonstigen genormten Bauteiles.

Ist die innere Organisation des englischen und holländischen Hauses ziemlich verwandt, so ist die äußere Gestaltung doch recht verschieden. Das konservative England hält an den typischen Formen des Landhauses fest. Bewegte Gestaltung des Hauskörpers auf meist nicht geschlossen rechteckigem Grundrisse, dadurch bedingt oder absichtlich herbeigeführt, unnötig komplizierte Dachlösungen mit Graten, Kehlen und Verschallungen, riesenhafte Schornsteine, große Lichtflächen und reichliche Erker sind seine Kennzeichen. Daraus geht schon hervor, daß architektonisch hier für uns Deutsche nicht viel Anregung zu holen ist. Um einen Seitenblick auf die Monumental-Architektur zu werfen, so herrscht auch hier eine recht trostlose Stagnation. Man kann in London riesenhafte Geschäfts- und Verwaltungshäuser sehen, deren Eisenbetongerippe eine prunkhafte klassizistische Architektur mit Riesensäulenordnungen und allem Zubehör verkleidet worden ist, und wer sich einen reitlosen architektonischen Katzenjammer holen will, der braucht nur auf die mit Riesennitteln aufgemachte „Britische Reichsausstellung“ in Wembley zu gehen, wo man den meisten Häusern der britischen Kolonien höchst abgeschmackterweise hellenische oder barocke Gemäuer angezogen hat, während drinnen in gläsernen Gefrierkästen von Zimmergröße plastische Gruppen von Mensch und Tier in Lebensgröße aus kanadischer Butter oder Riesenornamente aus australischem Schinken zu sehen sind. Kurz: Trostloser Stillstand der architektonischen Entwicklung und Herrschaft des repräsentativen Kitsches. Im Pavillon der bildenden Künste war es nicht besser.

Anders in Holland. Dieses Land, dessen architektonische Kultur früher auf einem aus zweiter oder dritter Hand überkommenen, etwas zopfig und kühl gewordenen Barock beruhte, hat schon lange vor dem Kriege mit Verlage und seinen Anhängern in die architektonische Revolution eingegriffen und führt sie heute in der Welt an. Und, was das bedeutsamste ist, diese neuen Gestaltungen sind nicht nur die Angelegen-

heiten einiger extravaganter Architekten. Während bei uns ein Wendelsohn'sches Haus in Berlin noch als Beleidigung des Publikums und des Magistrates empfunden wird, oder der Breslauer sich nicht mit dem Messe-Musterhaus der Schlesischen Heimstätte oder dem Berg'schen Messehofe ausöhnen kann, erträgt dort das Publikum seine völlig neuartigen Wohnhäuser, Schulen und Kirchen nicht nur, sondern trägt sie mit. Denn ohne dieses Getragenwerden durch die breite Öffentlichkeit müßten solche Gestaltungen Einzelercheinungen bleiben. Das aber ist keineswegs der Fall, sondern ganze Straßenzüge und Stadtteile stehen wie aus einem Guß in neuer Form da. (Abb. 6.) Wohl erkennt man die verschiedenen Architekten, die da nebeneinander gebaut haben, und sehr verschieden ist ihre Qualität, aber es ist doch ein großer starker Zeitwille, der sich hier zum ersten Male in solchem Format seine Form geschaffen hat. Das sollte sich eine bekannte deutsche Architektur-Zeitschrift, die einmal führend war, klar machen und dabei bescheiden werden, anstatt immer das Wort von der „Amsterdamer Schreckenstammer“ im Munde zu führen. Gegenüber der großen geschlossenen Leistung verlieren die vielen Entgleisungen in Romantik und Jugendstil an Interesse und Wichtigkeit und können getrost als Kinderkrankheiten eines lebenswilligen Geschöpfes hingenommen werden, denn daneben steht schon für diese Entwicklungsstufe durchaus Reifes: etwa die Dud'schen Wohnblocks in Rotterdam oder die Wohnhäuser, Schulen und sonstigen öffentlichen Gebäude von Dudock in Silverjum (Abb. 4, 5 u. 7), die in diesem verhältnismäßig kleinen Städtchen einem ganzen ausgedehnten Stadtteile ihren einheitlichen neuen Stempel aufgedrückt haben. Das sind Dinge, die wir Deutschen vielleicht einmal zu ihrer letzten reiferen Form zu bringen berufen sein werden, die wir aber heute noch dankbar und auch etwas neiderfüllt ansehen müssen. Beim Monumentalbau und beim mehrstöckigen Stadtwohnhaus sind kubisch klare und geschlossene Gestaltung des Baukörpers — also flaches Dach ohne Dachüberstand — kräftige Gegenüberstellung von Loch und Wand, also starke Zusammenfassung der Lichtöffnung und Nichtauflösung der Mauerflächen und Dynamisierung von Fläche und Körper die Kennzeichen, während beim Flachbauwohnhaus diese Gestaltungsprinzipien meist nur hinter der schlicht sachlichen Form der einfach aneinandergereihten Hauseinheiten zu ahnen sind. Hier wird vom Steildach wohl aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus nur seltener abgegangen. Die schöne Rohbaufläche der besandeten, violett-roten Ziegeln, große, außen bündig sitzende Fenster — vielfach als Schiebefenster kon-

struiert —, wogerecht vorgestreckte Haustürüberdachungen und behäbige, selten gebrochene, pfannengedeckte Satteldächer bestimmen den Eindruck der durch geringe Sockel- und Traufhöhen sich der flachen Landschaft anschmiegenden, äußerst sauber gehaltenen Häuschen. Der Gruppen- und Reihenhausbau herrscht vor (vergl. Abb. 3 u. 4). Putzbauten sind sehr selten. Die Siedlung Dud-Mateneffe bei Rotterdam (Architekt Dud) steht darin ziemlich vereinzelt da. Die Verwendung von Farbe zur Belebung der Außenseiten ist etwas eintönig und nicht sehr entwickelt. Von dem konstruktiv Besonderen des holländischen und englischen Kleinhausbaues ist an anderer Stelle in diesem Heft die Rede.

Im Zeitalter des Verkehrs sind die Länder und Völker einander näher gerückt. Das wird auch auf die Baukunst nicht ohne Einfluß bleiben ebenso wie Wissenschaft, Handel und Industrie schon in sehr weitem Maße ein international-indifferentes Ge-

sicht bekommen haben. Mehr als diese hängt die Baukunst mit dem Blute und damit mit dem Boden zusammen, so werden ihre Werke wohl immer, wenigstens bei noch nicht völlig verzivilisierten Völkern, ihr individuelles bodenständiges Gesicht entwickeln, aber die Grundformen der Gestaltung und Produktion werden sich über die Welt hin sehr ähnlich werden. Deshalb brauchen wir uns nicht, etwa aus dem Gedankengange eines nur rückschauenden und damit schon versagenden Heimatschutzes heraus, dagegen zu sträuben, von anderen Nationen, insbesondere von rassenmäßig verwandten Nachbarvölkern, zu lernen in Zeiten, wo jene entwicklungs-geschichtlich eine führende Rolle spielen. So ist zu hoffen, daß noch recht viele Deutsche sich in den nächsten Jahren in den Ländern, von denen hier die Rede war, mit und ohne die vorzügliche Hilfe der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft neuen Mut und neue Anregung zu eigenem fruchtbaren und starken Schaffen holen werden.

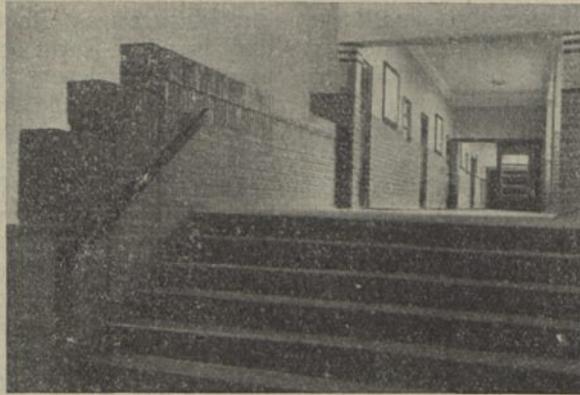


Abb. 7. Treppenhause in einer Silbersumer Schule (Arch. Dudof).

Das Einfamilienhaus.

(Englisch-holländische Reiseskizze.) Von Dipl.-Ing. Gerhard Schroeder.

Wir kommen aus dem Osten Deutschlands mit seinen weiten Flächen und spärlich verteilten Städten. Wir kommen zunächst mit ganz bestimmter Einstellung zum Siedlungsproblem. Wohl sind auch wir grundsätzlich für das Einfamilienhaus und für den Flachbau, denn wir glauben, daß über die kulturellen und im weitesten Sinne wirtschaftlichen Werte desselben nicht mehr zu streiten ist. Doch — wir stehen im Tageskampf, wir haben erlebt, wie die öffentliche Meinung seit dem Kriege ihre Stellung dem Eigenhaus gegenüber gewandelt hat.

Wir haben erlebt, wie durch den Krieg, durch seelische und wirtschaftliche Not der Gedanke an das Eigenhaus mit Garten in unserem Volk wieder Fuß gefaßt hatte. — Wenn je ein Krieg gute Folgen zeitigte, so war es die Besinnung auf diesen Urwert unseres Lebens. — Und wir haben erlebt, wie dieser Gedanke von vielen mit Feuereifer aufgegriffen wurde! Hindenburgs Botschaft! Es kam dann der Arbeitsbeginn, die harte Wirklichkeit! Es kamen die Widerstände Unverständiger und Böser! Es kam der alles ver-

schleiernde Nebel der Inflation, der keine Klarheit über die Finanzierungsmöglichkeiten zuließ. Es kam die Stabilisierung und damit die Erkenntnis unserer Armut, und es kam endlich unsere jetzige Wirtschaftskrise, in der wir mitten drin stehen, und die uns wieder den Grundsatz der schärfsten Rechnung aufzwingt.

Durch diese fortwährenden Sturmflüsse scheint auch die feste Burg des Flachbaues bei uns erschüttert zu sein. Vor dem Druck der Tatsachen scheinen auch überzeugte Anhänger zurückzuweichen.

Welche Planungen in den Jahren 1919/20, und welche Ausführungen im Jahre 1925! Ein Beispiel: Die Schlesische Landgesellschaft plante 1919 vor den Toren Breslaus eine große Siedlung von ca. 1000 Wohnungen; es wäre eine Art Gartenstadt geworden, ein kleineres Breevijf. Der Bebauungsplan war aufgestellt, Verhandlungen waren im Gange. Sie zerschlugen sich. Von den 1000 Wohnungen im Eigenhaus sind heute nur ca. 80 errichtet.

So war es überall. Von größeren, zusammenhängenden Gemeindefiedlungen ist nicht mehr die

Rede. Man kann nur noch wenige Wohnungen bauen, man will sie möglichst billig bauen, daher tritt immer wieder der Wunsch nach Mehrfamilienhäusern auf.

Zugegeben, daß die Wohnung im Einfamilienhaus bezüglich der reinen Baukosten etwas teurer als im Mehrfamilienhaus ist. Berechtigt dies allein aber dazu, das Einfamilienhaus, das Eigenhaus, aufzugeben?

Wir kommen aus dem Osten Deutschlands mit diesen Erwägungen, um den Wohnungsbau Hollands und Englands zu besichtigen: Siedlungen, Vororte, Vorstädte und Gartenstädte. Je weiter wir nach Westen kommen, desto stärker besiedelt ist das Land! Immer mehr Städte und stadähnliche Gebilde, Arbeitersiedlungen auf freiem Feld!

Köln mit seinen Vororten, die schon niedrige, zweigeschossige Bauweise zeigen, die Siedlungen Bickendorf und Mauenheim vor seinen Toren!

Wie wenig Einfamilienhäuser jedoch noch gegenüber der hohen Bebauung Kölns! — Aachen mit seinen Bürger-Eigenhäusern! — Holland empfängt uns, unmerklich kommen wir hinein, fast keine Unterschiede dort an der Grenze! Hier wie dort niedrige Eigenhäuser! In schnellem Tempo sehen wir die Siedlungen des Kohlenreviers, die Städte Amsterdam, Hilversum, Haag und Rotterdam. Wir kommen nach England und sehen Vororte von London, Birmingham und die wesentlichsten Gartenstädte Bournville, Welwyn und Letchworth. Zwei bestimmende Eindrücke zwingen sich auf: Trotz enger Grenzen weiträumige Wirkung des platten Landes, weite Wiesenflächen mit weiderndem Vieh, verhältnismäßig wenig Getreidebau und die starke Betonung des Flachbaues in beiden Ländern! Man sollte meinen: England und Holland wären zu dicht besiedelt, um sich den Luxus des Einfamilienhauses leisten zu können, müßten das Mehrfamilienhaus daher grundsätzlich fordern, wird doch bei uns der Ruf nach demselben größtenteils damit begründet, daß wir eben zu wenig Land und zu viel Menschen haben. Doch schon Westdeutschland beweist uns Ost-



Abb. 8. Aus der englischen Siedlung Hammersmith.

deutschen, daß trotz dichter Besiedlung das Einfamilienhaus möglich ist.

Im Gegenteil: je weiter wir nach Westen kommen, desto mehr verstärkt sich der Eindruck, daß das Einfamilienhaus überwiegt, ja dominiert. Der schärfste Siedlungsgegner wird durch die Gewalt der Tatsachen be-

zwungen. Er sieht, daß nur so, nur in weiten Vorstädten und Gartenstädten, die Massen der Bevölkerung gesund und glücklich leben können. Er kapituliert einfach, wenn er diese spielenden Kinder und gesunden Menschen sieht (Abb. 8).

Es ist nicht zu zweifeln, daß man jeden Gegner davon überzeugen kann, wenn man ihn zuerst durch die normalen Wohnviertel unseres Breslauer Nordens führt und dann in die sonnigen, lichtdurchfluteten Vorstädte von Amsterdam und Rotterdam oder London und Birmingham. Man führe nicht an, daß der Vergleich unmöglich sei, weil wir eben kein Geld haben oder der Boden zu teuer ist! Es gibt nichts Bestehendes und Unabänderliches, allein der Wille führt zur Verbesserung des als schlechter Erkantten!

Warum finden wir nun in Holland und England diese Ausbreitung des Einfamilienhauses, und wie ermöglicht man dort seine Durchführung, wenn es uns so schwer erscheint, dasselbe zu tun?!

Da ist zunächst zu sagen, daß in beiden Ländern die öffentliche Meinung viel mehr als bei uns dahin geht, daß es einen ethischen und wirtschaftlichen Schaden für die Nation bedeutet, das Einfamilienhaus aufzugeben. Ist es nötig, den ethischen Schaden noch einmal zu erläutern? Den, der ihn nicht versteht, weil ihm die Grundlage für Erkennung solcher Werte fehlt, wird man nie überzeugen! Was bedeutet es einem Tauben, Musik zu hören? Vielmehr erscheint die Frage richtig: Kann es überhaupt einen Menschen geben, der im eigenen Hause nicht eine Vermehrung, eine Addierung spürt? Und was sagen die Kinder dazu? Sollte ihre Freude und Gesundheit ihrer Empfindung unsere Erwägungen nicht maßgebend beeinflussen? Es interessiert, festzustellen, wie man in England und Holland

darüber denkt. In beiden Ländern werden Mehrfamilienhäuser — man kann sagen — nur als Ausnahme gebaut. In Holland zwingt der schlechte Baugrund mitunter zum Mehrfamilienhaus. Sind einmal Aufwendungen für die Fundierung nötig — und sie sind selbst für das eingeschossige Haus nötig —, so ist es wirtschaftlicher, diese gleich gründlich zu machen und viergeschossige Häuser darauf zu stellen. Ja, Städte wie Amsterdam haben überhaupt wenig Terrain, das sich zum Bauen eignet! In Holland ist es üblich, daß die Lieferanten nur bis zur Haustür kommen und dort ihre Aufträge abgeben. Kommt ein Mietshaus hierbei in Frage, so werden durch besondere Klingelzüge die Bewohner der oberen Geschosse herangerufen. So muß man zur Beschaffung des täglich Nötigen unter Umständen mehrmals hinuntersteigen, und dieser Umstand wird als Begründung für das Flachhaus angeführt. Es ist eben in Holland dieses in-das-Haus-Liefern viel ausgeprägter, als bei uns. Das charakteristische Bild in den Siedlungen und Vorstädten ist, daß sämtliche Waren, wie Kohle, Holz, Gemüse, Blumen, Milch, Petroleum usw., herumgefahren werden, so daß die lästigen Gänge der Hausfrau fortfallen. Es wird allgemein das Mehrfamilienhaus als eine üble Notwendigkeit angesehen. Das drückt sich besonders in dem oft übertriebenen Streben der Holländer aus, auch im Mehrfamilienhaus möglichst jeder Wohnung einen eigenen Treppenaufgang zu geben (s. hierzu Abb. 11—13). In England denkt man ganz ebenso. Dort betrachtet man das in Mehrfamilienhäusern investierte Kapital als fortgeworfenes Geld, denn man glaubt, daß Stockwerkwohnungen nur in Frage kommen für Familien, in denen auch die Frau einem Beruf nachgeht, oder die kinderlos sind, wo man also das erzieherische Moment nicht berücksichtigen muß. Das Londoner County Council (Grafschaftsrat), die Verwaltungsbehörde für die Graf-

schaft London, die aus der Hauptstadt und den Vorstädten besteht, hat selbst den Versuch mit mehrstöckigen Häusern gemacht und ist wieder davon abgekommen. Sie hält am Einfamilienhaus fest. Es ist eben der Wille des Volkes, und es ist die vorbildliche Einigkeit dieser beiden Völker, die das begründet. Es ist wohl auch das Gemeinschaftsgefühl, das ihnen eigen ist. Haben wir dagegen in Deutschland nicht immer noch den Kampf des einen gegen den andern?

Folgerichtig haben die Behörden des Staates und der Gemeinden in beiden Ländern Vorschriften und Verfügungen erlassen, die geeignet sind, das Einfamilienhaus zu fördern!

In Holland ist das maßgebende Gesetz das Wohnungsgesetz vom Jahre 1901, in dem ganz allgemein den Gemeinden aufgegeben wird, ihrerseits Bauvorschriften zu erlassen, die geeignet sind, das Wohnungswesen zu ordnen und zu fördern. Es ist darin nur allgemein angegeben, worauf sich diese Vorschriften zu erstrecken haben. So wird darin auch eine Wohnungsaufsicht verlangt. Die einzelnen Städte haben nun allerdings deswegen sehr verschiedene Bauordnungen.

Als Grundlage für diese Bauvorschriften dient aber überall das Einfamilienreihenhaus, und um es zu fördern, haben die Gemeinden alles getan, den Mehrfamilienhausbau zu erschweren. Diesem Bestreben dienen Vorschriften über den Lichteinfall oder über die Anzahl der von einem Hauseingang zu erreichenden Wohnungen, die zwischen 9 und 3 schwankt. Ebenso dürfen an einem Treppenhaus nur zwischen 6 und 4 Wohnungen liegen, oder es gibt Vorschriften, die die Anzahl der Wohnungen auf einem Grundstück angeben (z. B. 4). Auch gibt es Vorschriften, nach denen Mehrfamilienhäuser außer dem Dachgeschosß nur 2 Vollgeschosse haben dürfen. Besonders erleichterte Bauordnungen für Kleinwohnungsbezirke geben ebenfalls einen Anreiz. Das gleiche ist von den englischen Behörden zu sagen. Auch bei diesen wird bei Abfassung der Bauordnungen und Verfügungen für das Bauwesen grundsätzlich von Einfamilien-Reihenhaus ausgegangen. Ihr Ziel ist immer die Erstellung selbständiger Kleinwohnungen. Besonders maßgebend für alle diese behördlichen Erlasse in England war der sogenannte Tudor Walters-Bericht. Es war der Bericht des Parlamentsmitgliedes Sir Tudor Walters, den er auf Wunsch des Ortsverwaltungsamtes im Jahre 1918 herausgab. Dieser Bericht sollte die Frage der Beschaffung von Kleinwohnungen prüfen und Mittel und Wege aufzeigen zur Beschaffung solcher Wohnungen! Auch dieser Bericht hält das Einfamilienhaus mit eigener Freifläche für die allgemeine Grundform der Volkswohnung und lehnt die Stockwerkwohnungen als ungeeignet ab. Er hält ferner die

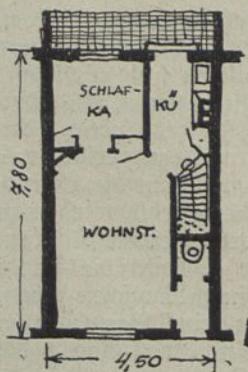


Abb. 9. Holländischer Reihenhausgrundriß, M. 1 : 200.

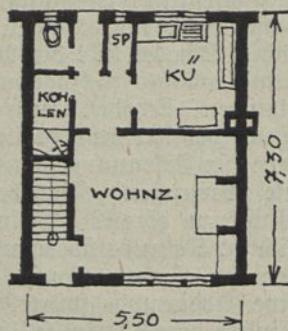
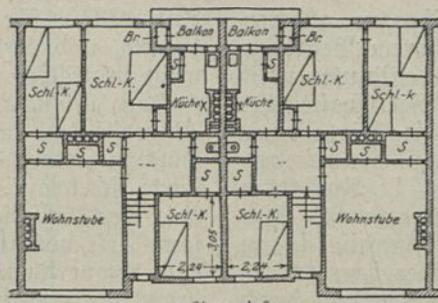


Abb. 10. Englischer Reihenhausgrundriß, M. 1 : 200.

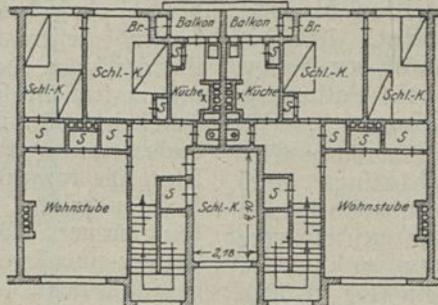
eigene Freifläche für wichtiger als die öffentliche. Dies ist, nebenbei bemerkt, ein gewisser Gegensatz zu der holländischen Auffassung. Wir können im modernen holländischen Siedlungsweisen dem Prinzip begeben, die Straßen entweder ganz schmal oder möglichst breit zu machen und sie dann reichlich mit öffentlichen Rasenflächen auszustatten und die Eigen-Freifläche ziemlich bescheiden zu halten (bis zu 20 qm lediglich als Sitzplatz).

Im Tudor Walters-Bericht werden etwa 336 qm je Haus verlangt. In einer Ergänzung zum Wohnungsgesetz, dem Housing Act 1919 wurde als Mindestmaß im äußersten Falle 200 qm je Haus gestattet.

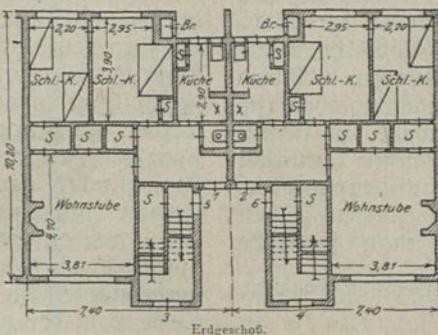
Es ist ganz allgemein festzustellen, daß man in England in der Beschränkung der Kleinwohnung nicht so weit geht wie in Holland, so auch in der ganzen inneren Ausgestaltung und in der Bemessung der zum Haus gehörenden Freifläche. In England ist man auch mit großer Systematik an die Wohnungsfrage herangegangen. Es ist nicht bei dem oben erwähnten Bericht geblieben. Man hat alle möglichen Komitees und Ausschüsse gebildet, ja, man hat sogar die Hilfe der Frau bei der Lösung dieser Frage öffentlich herangezogen. Frauen wurden in die zuständigen Sachverständigenräte aufgenommen und ebenso zu Mit-Preisrichterinnen in Kleinwohnungs-Wettbewerben gewählt. Die Stellung der Frau zum Einfamilienhaus ist wohl ohne weiteres klar. Sie hat in England durch Berichte des Womens Housing Sub-Comitee 1919 wesentlich zur Beeinflussung der Öffentlichkeit im Sinne des Einfamilienhauses und der gut durchgebildeten Kleinwohnung beigetragen. Da selbstverständlich auch in England die Wohnungsnot sehr groß war (der Tudor Walters-Bericht stellte 1918 einen sofortigen Bedarf von 500 000 neuen Kleinwohnungen fest und außerdem einen Jahresbedarf von ca. 100 000 Wohnungen), mußte das Ministerium den Bau von Stockwerkwohnungen als Notmaßnahme zulassen und sogar mit Geldbeihilfen unterstützen. Doch war in jedem Falle die Not-



2. Obergesch.



1. Obergesch.



Erdgesch.

Abb. 11-13. Holländische Reihenhäuser mit 3 Wohnungen übereinander. Die Eingänge 1 und 2 führen in die Wohnungen im Erdgesch., die Eingänge 3 und 4 in die Wohnungen im ersten Obergesch., und die Eingänge 5 und 6 in die Wohnungen im zweiten Obergesch.

wendigkeit derselben vom Minister anzuerkennen.

Die Vorschriften der Behörden erstreckten sich in England auch auf die Einzelheiten der Bauausführung. So gab der Tudor Walters-Bericht Grundrissotypen für Einfamilienhäuser heraus und befaßte sich mit allen wichtigen Einzelheiten. Es ist außerdem zu erwähnen eine Anleitung des Ortsverwaltungsamtes für den Bau von Einfamilienhäusern mit Staatsbeihilfen vom Jahre 1919 mit allen eingehenden Einzelheiten. Ebenso regte das Ortsverwaltungsamt einen allgemeinen Wettbewerb zur Gewinnung guter Entwürfe für Kleinwohnungen an. Nicht unerheblich unterstützt der englische Staat den Bau von Einfamilienhäusern dadurch, daß er Mietszuschüsse gibt, z. B. in Birmingham 120 M. jährlich für jedes von der Gemeinde errichtete Haus.

Betrachtet man in diesem Zusammenhang, mit welchen Mitteln der Bau von Kleinwohnungen in beiden Ländern unterstützt wurde, so kann man sich einen Begriff davon machen, wie stark in diesen Jahren das Einfamilienhaus zugenommen hat.

Folgerichtig sind Grundrisse durchgebildet worden, die eine Anpassung des Einfamilienhauses an die Volksgebräuche und Anschauungen ermöglichen. Allerdings sind hier gewisse Unterschiede zwischen England und Holland: Während

Holland mit starkem sozialen Empfinden gerade den Bau von Kleinwohnungen für billiges Geld gefördert hat, ist man in praktischen England mehr der Ansicht, daß erst ein gewisses Mindestmaß von Wohnräumen dazu berechtigt, den Hausbau öffentlich zu unterstützen. Dieses Mindestmaß besteht dort in Wohnraum, Spülküche und 3 Schlafräumen mit dem entsprechenden Nebengelass, wie Bad, Kohlenraum usw. Das ergibt ungefähr eine Hausbreite von 5,5 m, während der bescheidenste holländische Reihenhäusergrundriß mit 4,5 m Breite auskommt (Abb. 9-10).

Die Frage, wie denn nun der kleine Mann in England zu diesem Haus kommt, wird meist so beantwortet, daß die Minderbemittelten die frei werdenden älteren Wohnungen beziehen.

Zu welchen komplizierten Lösungen anderer-
seits die Holländer kommen in ihrem Bestreben,
auch der Stockwerkswohnung, die mitunter nötig
ist, möglichst viel von den guten Eigenschaften des
Eigenhauses zu geben, zeigen die beigegebenen
Grundrisse (Abb. 11—13. *) Ganz besonders ver-
deutlichen dies die „Balkonhäuser“ in Rotterdam
(Abb. 14). Dort ist der Versuch gemacht, Ein-
familienhäuser in 4 geschossiger Bauweise so zu
schaffen, daß immer ein Haus über dem andern
steht. Die oberen Einfamilienhäuser sind durch
eine 5 m breite Balkonstrasse erreichbar, die man
durch Treppen und Aufzüge gewinnt. Um die
Fenster des ersten Obergeschosses durch den Balkon
nicht zu sehr zu verdunkeln, ist die Balkondecke
über ihnen jedes Mal ausgeschnitten.

Die Grundrißgestaltung des holländischen Ein-
familienhauses wird wesentlich bedingt durch
einige baupolizeiliche Bestimmungen. So scheuen
sie sich nicht, die Treppe zweimal zu wenden oder
überhaupt eine Art Wendeltreppe zu machen.
Sie kann außerdem sehr steil sein (bis zu 50°).
Die Breite der Treppe darf unter Umständen nur
75 cm betragen. Dies ist möglich, da grundsätz-
lich mit Hilfe eines Kranes alle Möbel durch die
großen Fenster hereingezogen werden. Aborte
dürfen bis zu 0,7 qm groß gemacht werden, sie
brauchen nicht an einer Außenwand zu liegen,
sondern müssen lediglich nach außen entlüftet
werden. Das geschieht durch Entlüftungsröhre.
Selbstverständlich müssen sie in solchen Fällen
Wasserspülung haben. So hat man sämtliche

*) Aus dem Buch: „Kleinwohnungsbau in Holland“,
von Gerh. Jobst.



Abb. 14. Holländische Balkonhäuser. Es steht immer ein Einfamilien-Reihenhaus
über dem anderen.

Außenwände für wichtigere Wohnräume zur Ver-
fügung, und die Form des Grundrisses läßt sich
meist praktischer gestalten.

Ganz besonders sind die Vorschriften über die
Mauerstärken dazu angetan, das Einfamilien-
haus zu fördern (Abb. 15). Die geringste Mauer-
stärke ist etwa ein halber Stein außen und innen
eine Hochkantschicht davor gesetzt mit einer Ge-
samstärke von ungefähr 19 cm! Das ist gewiß
eine Mauerstärke, die uns nicht ohne weiteres
brauchbar erscheint. Es ist jedoch dabei zu be-
denken, daß das holländische Ziegelmaterial be-
deutend besser als unseres ist, und daß ein
Durchschlagen der Feuchtigkeit auf alle Fälle,
nicht zuletzt durch die zwischen Hochkantschicht
und Halbleinwand hochführende Mörtelschicht, ver-
hindert wird. Viel ausgeführt wird der Ständer-
bau: Die tragenden Teile des Hauses werden in
Holz ausgeführt und die Zwischenfelder in oben
beschriebener Weise ausgemauert (Abb. 20).
Fenster und Türen werden als Zargentüren vor-
her aufgestellt, ja unter Umständen durch Brett-
leeren in ihre endgültige Lage gebracht. Diese
durchgängige Verwendung von Zargen ermöglicht
ein klares und übersichtliches und damit sparsames
Bauen. Die Zargen selbst werden sorgfältig aus-
gewählt, gedichtet und verankert. Zur Dichtung
werden die Zargen dreieckig eingeschnitten. Häufig
sitzen die Fensterzargen nur ca. 2 cm hinter der
Außenflucht, damit die nach außen aufgehenden
Fenster gut herumzuschlagen können. In den
Ecken werden Stangen mit Schichtenmarkierung
aufgestellt, so daß dem Maurer seine Arbeit genau
vorgezeichnet ist. Das alles ermöglicht einen
Serienbau, der außerordentlich verbilligend wirkt,
um so mehr, als vielfach der Bau-
betrieb in eigener Regie durch-
geführt wird. Auch sonst werden in
Holland wie in England Konstruk-
tionsteile des Einfamilienhauses be-
deutend leichter ausgebildet als bei
uns: in erster Linie die Dächer.
(Abb. 16 u. 20).

Wir finden fast keine reguläre
Zimmermannsarbeit, die auch bei
den leichten dünnen Hölzern zum
Teil überflüssig ist. In Holland
verwendet man dünne, hochkantige
Hölzer von 5/15 bis 8/23 cm.

Die Dachdeckung besteht in
Pfannen auf Schalung (s. Abb. 16).
Diese Schalung wird nicht direkt
auf die Sparren gelegt, sondern auf
Pfetten, die durch besondere Knaggen
gestützt sind. G. Jobst berechnet in
seinem Buch „Kleinwohnungsbau
in Holland“ den Unterschied an Holz-
verbrauch zum Dach zwischen einem

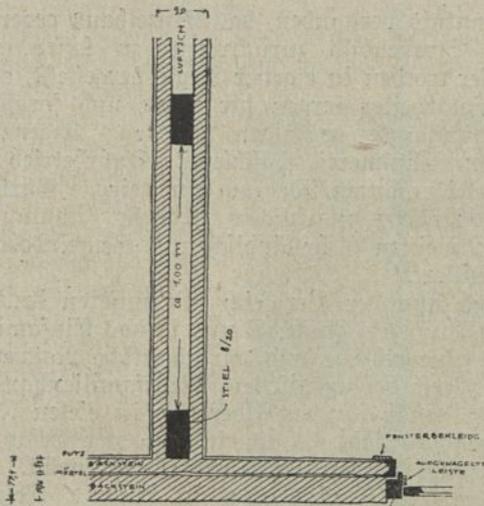


Abb. 15. Holländische Wandkonstruktion, M. 1:30.

holländischen und deutschen Reihenhauses von 7 m Länge und 7,80 m Tiefe mit 0,911 cbm zu 1,459 cbm. Die Holländer arbeiten also mit einer wesentlichen Holzersparnis. Allerdings verwenden sie zu ihrem Dachverbandholz wesentlich bessere Ware, die Dachschalbretter sind z. B. gehobelt und gespundet, so daß für den Innenraum bereits eine brauchbare Wandfläche gebildet ist. Im Zusammenhang damit ist die Konstruktion der holländischen Dachrinne interessant (Abb. 17).

Sie ist aus Holz mit Zinkbelag sehr einfach mit dem Dachstuhl oder den senkrechten Stielen verbunden.

Auch der englische Dachstuhl ist sehr bescheiden ausgebildet, der Nagel genügt in den meisten Fällen als Verbindung. Bis jetzt ist trotz der großen Anzahl ausgeführter englischer und holländischer Kleinhäuser nichts bekannt ge-

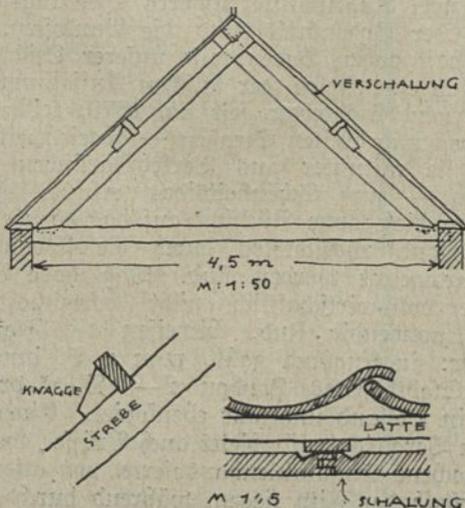


Abb. 16. Holländische Dachkonstruktion.

worden, daß diese Dächer statisch nicht genügt hätten. Auch die Ersparnis an Rüstzeug ist dem Einfamilienhaus als ein Plus zu buchen.

Abbildung 18 zeigt ein einfaches Gerüst, das in England zum Verputz oder zu sonstigen Arbeiten am Einfamilienhaus verwandt wird. Es besteht aus einer Bretterbühne auf dreieckigem Bock, der durch zwei austauschbare Stangen jeweils an der Hauswand gestützt wird. Es ist sehr einfach aufzustellen und herunterzunehmen und hat fast gar keine Abnutzung. Selbstverständlich hat man auch in Holland und England die Mindestgrößen von Wohnräumen äußerst niedrig gehalten, vor allem in Holland. So z. B. werden dort in einer örtlichen Gemeindebauordnung als Mindesträume gefordert: eine Stube von ca. 15 qm, eine Kammer von 5 qm, eine Küche von 7 qm, Vorratsräume für Brennstoffe und Lebensmittel und ein Abort. Das Raumprogramm der Engländer ist insofern reichlicher, als sie außer Spülküche, Wohnraum und 3 Schlafräumen mehr Nebengelass und immer ein Bad verlangen und schärfere Anforderungen an die Treppe bezgl. Steigung und gerader Führung stellen. Sie bauen aus diesem Grunde auch erheblich teurer.

Von den vielen Sparbauweisen Englands und Hollands ist ähnliches zu sagen, wie von den unsrigen. Es sind viele versucht und von den Behörden zugelassen worden, ohne den Backsteinbau verdrängen zu können. Die Ausführung der Holländer ist aber im Grunde genommen schon so sparsam, daß weitere Ersparnisse eigentlich nicht mehr gemacht werden können. Zu erwähnen wären nur ein englisches Betonspritzverfahren, wie Abbildung 19 zeigt.

Es ist allerdings wohl nur für das milde englische Klima geeignet. Die Wand besteht aus einem Stielgerüst mit einem Stielabstand von 45 cm. Außen über die Stiele wird Papier und darüber Drahtgewebe gespannt und gegen diese Fläche eine 3 1/2 cm starke Lage von Schlackenbeton

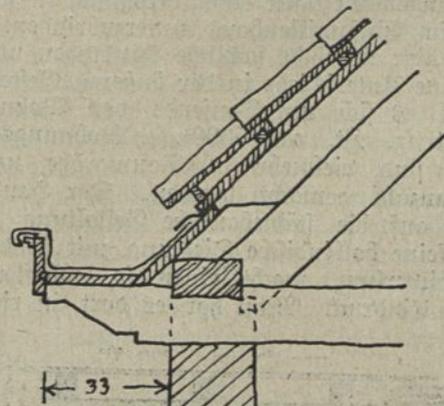


Abb. 17. Holländische Dachrinnenkonstruktion, M. 1:20.

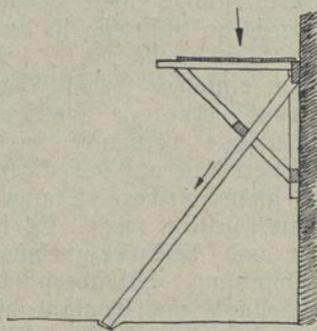


Abb. 18. Englisches Puhgerüst, M. 1 : 50.

gespritzt. Innen werden die Stiele mit gespundeten Brettern benagelt und tapeziert oder mit Streckmetall bespannt und verputzt. Es mag in England der Wunsch nach Sparbauweisen größer sein als in Holland, da dort die Mindestforderungen für die Wohnräume so hoch gespannt und die Baukosten darum so groß sind.

Wie schon erwähnt, sind die in Holland hergestellten Kleinstwohnungen bedeutend billiger als in England. Ein Hauptgrund für diese Verbilligung ist in der ausgezeichneten Organisation der Baubetriebe zu suchen. Die Gemeinde Amsterdam baut z. B. einen kleinen Typ von 45 qm für ca. 6000 Mark. Hiervon geht ein Viertel der Kosten für die Fundierung ab, die, wie fast überall in Amsterdam, mittels 12 m langen eingerammten Pfählen und darüber liegender Betonplatte hergestellt werden muß. (Abbildung 20 zeigt ein Reihenhhaus der Amsterdamer Siedlung Dostzaandorp im Bau.) So bleiben an reinen Baukosten ohne Fundierung zirka 4500 Mark. Wir haben verschiedene Gründe für diese Verbilligung gehört. Der Hauptgrund dürfte die Normierung und rationelle Bauausführung sein. Ganz besonders vorbildlich ist die Durchführung der Gartenvorstadt Breewijf bei Rotterdam, die durch die schon 1913 gegründete Gesellschaft „Eerste Rotterdamse Tuindorp“ in klugen und rastlosem, systematischem Arbeiten zu ihrem heutigen Umfang geführt worden ist, zu einem Faktor für die Stadterweiterung von Rotterdam, als ein frischer, lebendiger Beweis dafür, daß es wohl möglich ist, die Wohnungsbedürftigen einer Großstadt in nächster Nähe im Einfamilienhaus unterzubringen. Wir finden hier einfachste sachliche Haustypen und fast gar keine Unterschiede in der äußeren Gestaltung, obwohl es sich um Tausende von Wohnungen handelt (z. Bt. ca. 5000). Wohnungsunterschiede sind vielmehr in Raumgröße und in Raumanzahl gemacht worden. Der Hauptwert wurde auf die städtebauliche Gestaltung gelegt. Wohl keine holländische Siedlung, mit Ausnahme von Silbersum, macht einen so lebhaften und reichen Eindruck. Man hat es dort in richtiger

Erkenntnis verstanden, das Einzelhaus gegenüber dem Straßenbild zurücktreten zu lassen. Die Häuser werden in eigener Regie hergestellt, eigene Spezialarbeiter sorgen für rasche und sorgfältige Erledigung der wichtigen Arbeiten. Eigene Betriebe: Zimmerei, Tischlerei, Fuhrbetrieb und Ziegelei ergänzen sich, und eine eigene Gärtnerei sorgt für den pflanzlichen Bedarf. Ähnlich sind die meisten holländischen Gemeindebauten organisiert.

Und nun der Vergleich mit unseren deutschen Verhältnissen! Auch bei uns ist das Einfamilienhaus eine ethische und wirtschaftliche Notwendigkeit. Auch bei uns ist das Mehrfamilienhaus ein Ersatz, gewiß für den Übergang in vielen Fällen notwendig; aber es ist ein schlechter Ersatz und führt uns wieder zur Mietskajerne zurück. Wir können freilich nicht alles in Holland Gesehene ohne weiteres auf unser Land übertragen. Wir dürfen vor allen Dingen nicht den Hauptfehler machen, zu schnell dieselben Erfolge in wenigen Jahren zu verlangen, zu denen auch Holland und England Jahrzehnte, um nicht zu sagen Jahrhunderte, gebraucht haben. Denn: der Bau des Einfamilienreihenhauses ist dort eine alte Einrichtung, in Deutschland nur im Westen bekannt und unserem Osten etwas Neues, Ungewohntes. Gewiß: wir können die Sünden, die seit vielen Jahrzehnten in der Grund- und Bodenfrage, in der Auffassung des modernen Städtebaues gemacht worden sind, nicht auf einmal ausschalten. Wir können nicht auf einmal vorhandene Bodenpreise reduzieren, ohne den ganzen Wirtschaftskörper unseres Volkes zu schädigen. Andererseits können wir auch nicht mit unseren Einfamilienhäusern so weit in das flache Land hinausgehen, wie es unsere Bodenpreise erforderten. Unsere Verkehrsverhältnisse würden es nicht gestatten. Die zwei Angelpunkte unseres Siedlungswesens sind: der Bodenpreis und die Baukosten. Die krankhaft hohen Bodenpreise unserer Städte sind lediglich eine Folge der falschen Auffassung vom modernen Städtebau seit ca. 1870, seitdem die geraden und breiten Straßen — abgesehen davon, daß sie mitunter aus Verkehrsgründen nötig waren — zum Schönheitsideal erhoben waren, seitdem diese ohne Rücksicht auf das dazugehörige Hinterland rückwärtslos durch die Wohnviertel hindurchgelegt worden sind. Daß hohe Bodenpreise volkswirtschaftlich nicht vorteilhaft und nicht notwendig sind, beweisen die Flachbauländer: in England zahlt man z. B. innerhalb des Stadtbezirkes London 2—3 Mark pro qm und in Holland ungefähr ebensoviel. Einen sehr guten Vergleich dafür bietet auch Brüssel, wo ausgesprochene Einfamilienhausviertel von alters her innerhalb der City liegen, während durch falsche Städtebaupolitik in den Außenvierteln und Vor-



Abb. 19. Englisches Betonspritzverfahren, M. 1 : 30.

städten Einfamilienhäuser schwer möglich sind. Die hohen Bodenpreise können und werden auch bei uns heruntergeschraubt werden, wenn die richtige Erkenntnis und Auffassung vom Städtebau überall durchgedrungen ist, wenn die Organisation des Straßennetzes so weit gediehen sein wird, daß für Wohn- und Nebenstraßen keine großen öffentlichen Aufwendungen mehr gemacht zu werden brauchen, wenn die Wirtschaftsfreundlichkeit unseres Städtebausystems von gestern endgültig erkannt sein wird.

Vielmehr: es ist an der Zeit zu sagen, daß ein wirklicher Gegensatz zwischen diesem Städtebausystem und dem Siedlungsinteresse, besser Wohnungsinteresse, nicht besteht, daß beide miteinander versöhnt, die Einheit geben, die wir brauchen.

Und die hohen Baukosten! Diese sind, wie

mir scheint, das geringere Übel! Haben wir erst die richtige Einstellung zum Einfamilienhaus, d. h. sind wir gewillt, es wirklich durchzuführen, dann werden wir auch Mittel und Wege finden, es zu verbilligen. Es ist das die größte Lehre, die man aus dem Studium des heutigen Siedlungswesens in Holland und England ziehen kann. In erster Linie werden wir daher in Deutschland in der kommenden Zeit die vorhandenen Mittel und Kräfte nicht zersplittern dürfen, sondern wir werden sie jeweils massiert an einer Stelle einsetzen müssen. Ganz gleich, ob es sich um rein private oder staatlicherseits geförderte Bauvorhaben handelt: wir werden darauf achten müssen, daß die vorhandenen Mittel nicht dem verstreuten Einzelbau, sondern dem geschlossenen größeren Siedlungskomplex zugute kommen.

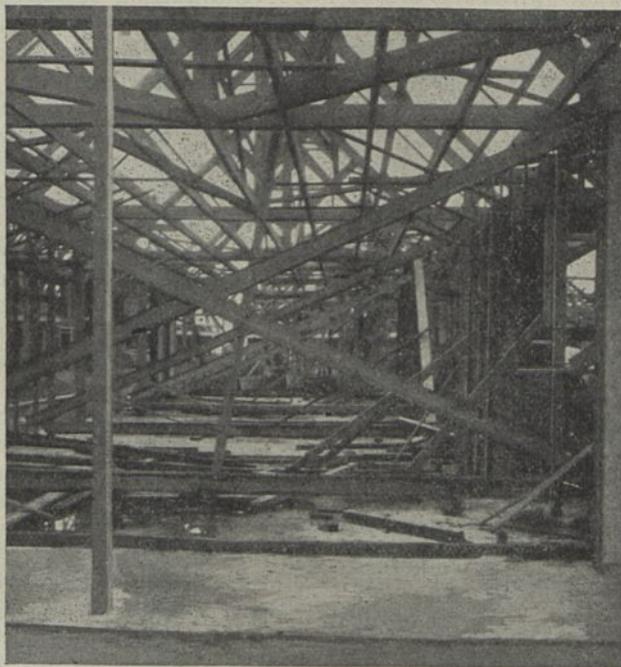


Abb. 20. Holländisches Reihenhäuser der Siedlung Doffzaandorp bei Amsterdam im Bau.

Die Wiener Siedlungsbewegung.

Von Reg.-Rat Dr. Hans Kampffmeyer, Vorstand des Siedlungsamtes der Stadt Wien.

Bis zum Ende des Weltkrieges waren die minderbemittelten Bevölkerungsschichten in Wien durchweg in großen Miethäusern untergebracht. Die Errichtung billiger Einfamilienhäuser wurde dadurch unmöglich gemacht, daß die Bauordnung ganz auf das fünfstöckige Haus zugeschnitten war und die Straßen so breit und kostspielig angelegt wurden, daß sie das angrenzende Gelände sehr verteuerten. Die Hebung der Wohnkultur wurde überdies dadurch verhindert, daß für jede Wohnung eine Steuer im Betrage von ungefähr 40 % der Miete eingehoben wurde. So kam es, daß die Wiener Bevölkerung einen noch größeren Teil ihres Einkommens für ihre Wohnung ausgeben mußte und dafür quantitativ und qualitativ schlechtere Wohnungen erhielt, als etwa in den deutschen Großstädten. 1917 waren 73 % aller Wohnungen Kleinwohnungen, d. h. sie bestanden nur aus einem Kabinett oder einem Zimmer, allerhöchstens einem Zimmer und einem Kabinett, die kleine Küche — bei 10 % fehlte auch diese —

hatte fast in allen Fällen nur indirekte Beleuchtung vom Gange her. Der Abort lag bei mehr als 92 % und die Wasserleitungshähne bei mehr als 95 % außerhalb der Wohnung, und nahezu 77 % der Wohnungen hatten weder Gas noch Elektrizität. Das Wohnen im Einfamilienhaus konnten sich unter diesen Umständen nur einige wenige reiche Leute leisten. Erst im Zusammenhang mit den durch den Krieg und seine Folgen geschaffenen wirtschaftlichen Verhältnissen ist in Österreich die Siedlungsbewegung entstanden, die sich bemüht, auch den weiten Kreisen der Unbemittelten das Wohnen im Einfamilienhaus mit einem Garten zu ermöglichen. Während jedoch die verwandten Bewegungen in den anderen Kulturländern vor allem die Bekämpfung der Wohnungsnot im Auge hatten, hat sich die österreichische Siedlungsbewegung aus der Kleingartenbewegung entwickelt.

Vor dem Kriege bestanden in Österreich nur einige wenige Kleingärtnervereine, die ihren Mit-

gliedern kleine Pachtgärten zur Verfügung stellten. Noch im Jahre 1915 zählte Wien mit seinen 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern nicht mehr als 3000 Kleingärtner. Dann aber kam die furchtbare Lebensmittelnappheit und trieb die Menschen an, sich durch eigene Arbeit in der freien Zeit wenigstens einen Teil der fehlenden Lebensmittel zu erzeugen. Tausende und Abertausende von Städtern, die früher nicht einmal einen Blumenstock, geschweige denn einen Garten gepflegt hatten, nahmen den Spaten zur Hand und bearbeiteten jede nur verfügbare Bodensfläche. Im Jahre 1918 wurden bereits 18 500 Kleingärtner gezählt, und Ende 1921 war die Zahl bereits auf über 30 000 gestiegen. Die Erzeugnisse des Kleingartenbaues und der Kleintierzucht haben ganz wesentlich dazu beigetragen, der Wiener Bevölkerung über diese schweren Jahre der Hungersnot und des wirtschaftlichen Elends hinwegzuhelfen.

Viele Kleingärtner gewannen an diesem Gartenleben soviel Geschmack, daß sie sich Gartenhäuschen bauten und mit ihrer Familie den ganzen Sommer darin zubrachten. Heute leben viele Tausende von Wiener Kleingärtnerfamilien vom Mai bis zum September in ihren Kleingärten. Die furchtbare Wohnungsnot nach dem Kriege zwang viele Kleingärtner, ihr Gartenhaus so auszubauen, daß sie es auch während des Winters bewohnen konnten. Es waren Kleingärtner, die die ersten Siedlungsgenossenschaften gründeten, um auf dem Wege organisierter Selbsthilfe zu erreichen, daß die von Staat und Gemeinde für Wohnungsneubauten zur Verfügung gestellten Mittel nicht für vielstöckige Mietskasernen, sondern für Siedlungshäuser mit Gärten ausgegeben wurden. Der Siedlungsgedanke fand in der unter Nahrungsmittelnot und Wohnungsnot leidenden Bevölkerung einen rasch wachsenden Anhang. Allein in Wien wurden innerhalb kürzester Zeit über 50 Genossenschaften mit rund 80 Siedlergruppen und Zehntausenden von Mitgliedern ins Leben gerufen.

Um die Geländebeschaffung für die geplanten Siedlungen zu erleichtern, wurden von der Gemeinde ringsum in den Außengebieten eine größere Anzahl von Siedlungszonen festgelegt, die nur mit weiträumig gebauten Kleinhäusern überbaut werden dürfen. Die in diesen Zonen liegenden Gemeindegünde, die auch durch Enteignung und Zukauf vergrößert wurden, wurden an die Siedlungsgenossenschaften im Erbbaurecht abgegeben. Der Baurechtszins soll der jeweiligen wirtschaftlichen Lage angepaßt werden und beträgt im Durchschnitt etwa 1,2 Pf. pro qm. Von rund 2900 Siedlungshäusern liegen nur 140 auf Eigenbesitz oder Staats- und Klostergründen, alle anderen auf Gemeindegund. Von diesem waren bis Ende 1924 rund 130 ha verbaut.

Während der Baujahre 1921 und 1922 wurden die Siedlungen gemeinsam durch den Bund (Staat) und die Gemeinde finanziert. Seit der Einführung der Völkerbundkontrolle war der Bund genötigt, die Mittel für den Wohnungsneubau zu sperren, und Tausende von Wohnungen, die seinerzeit mit Unterstützung des Bundes begonnen wurden, sind noch heute unfertig dem Wetter preisgegeben und gehen dem Ruin entgegen. In Wien wurden die begonnenen Bauten mit Hilfe der Gemeinde fertiggestellt. Da die Inflation die Baukosten ständig veränderte, würde eine Nennung der geldlichen Leistungen von Staat und Gemeinde kein klares Bild geben. Besser wird das Verhältnis dieser beiden Stellen darin veranschaulicht, daß von 2900 Siedlungshäusern, die bis Ende dieses Jahres bezugsfertig sein werden, nur etwa 300 vom Bund, alle übrigen von der Gemeinde finanziert wurden.

Die Finanzierung geschieht gegenwärtig in der Weise, daß die Gemeinde 85 % der auf Grund eines genau geprüften Voranschlages festgestellten Bau- und Aufschließungskosten zur Verfügung stellt. Dieser Betrag wird nur insoweit erhöht, als die Baukostenvertenerung nachweislich auf gestiegene Löhne und Materialpreise zurückzuführen ist. Die Bauabteilung des Siedlungsamtes ist mit der Aufgabe betraut, die Planung und Durchführung der Bauten fortlaufend zu kontrollieren. Die Wirtschaftlichkeit der Bebauungs- und Hauspläne wird sorgfältig geprüft. Jede Siedlung ist einem bestimmten Bauaufsichtsbeamten unterstellt, ohne dessen Zustimmung kein Lieferungsvertrag von der Gemeinde anerkannt wird. Nur auf Grund seiner Anweisung werden die Zahlungen vom Siedlungsamt angewiesen.

Fünfzehn Prozent der Bau- und Aufschließungskosten sind nach den jetzt geltenden Bestimmungen der Gemeinde Wien von der Siedlungsgenossenschaft aufzubringen. Auf Veranlassung der Siedlerorganisationen hatten Gemeinde und Bund gleich im Anfang der Bewegung ihre Unterstützung davon abhängig gemacht, daß ein erheblicher Teil der Genossenschaftsleistung durch die unbezahlte Mitarbeit der Siedler aufgebracht werde. Die Zahl der von Siedlern zu leistenden „Siedlerstunden“ wurde von den Genossenschaften in der Absicht, mit den zur Verfügung gestellten öffentlichen Mitteln möglichst viel zu erreichen, allmählich von 500 auf 1600, bei manchen Siedlungsgenossenschaften sogar auf 2000 und 3000 Siedlerstunden gesteigert.

Der Erfolg der Siedlerarbeiten ist bei den einzelnen Genossenschaften je nach ihrer Zusammensetzung und Leitung sehr verschieden. Am besten haben sich diejenigen bewährt, die sich in der Hauptsache aus organisierten Arbeitern zusammensetzen und deren Mitglieder eine aus-

reichende Anzahl von Baufacharbeitern aufweisen. Die Vereinbarung des Siedlungsamtes mit der Genossenschaft über die von ihr zu übernehmenden Leistungen wird vorzugsweise in der Art getroffen, daß bei der Besprechung des Jahresprogramms ganz bestimmte im Vorausschlag angeführte Leistungen (z. B. die Grabarbeiten, bestimmte Wegbauten, Anfertigung von Fenstern und Türen in der Schreinerwerkstätte der Genossenschaft, Installationsarbeiten u. a.) von der Genossenschaft übernommen werden. In manchen Fällen übernimmt auch die Genossenschaft, wenn sie über entsprechende Fachleute verfügt, die Fertigstellung einer bestimmten Anzahl von Häusern.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch diese Mitarbeit gerade denjenigen Kreisen die Beteiligung an der Siedlungsbewegung ermöglicht wurde, die unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen kaum 5%, geschweige denn 15% der Baukosten in bar hätten aufbringen können. Auf der anderen Seite wäre es wohl möglich gewesen, bei einer Konzentrierung der Bautätigkeit auf einige ganz große Siedlungen und bei einer weitgehenden Technisierung, wie sie in Deutschland vor allem Baurat Martin Wagner befürwortet, eine Verbilligung der Baukosten zu erreichen, die noch über die 15prozentige Siedlerleistung hinausgegangen wäre.

Die Bauarbeitergewerkschaft hat sich mit der Siedlerarbeit einverstanden erklärt, und der „Grundstein“, die österreichische „Bauhütte“, hat von Beginn an mit den Siedlern zusammengearbeitet. Allerdings gibt es auch in Wien infolge der starken Bautätigkeit der Gemeinde Wien im Baugewerbe kaum Arbeitslose.

Um denjenigen Siedlern, die in der Hauptsache aus eigenen Mitteln sich ein bescheidenes Heim zu schaffen wünschen, zu helfen, hat die Gemeinde der gemeinwirtschaftlichen Siedlungs- und Baustoffanstalt „Gesiba“, an der sie neben dem Siedlerverband und dem Staat als Geldgeber beteiligt ist, 1923/24 Kredite im Betrag von 1 000 000 Schilling überwiesen, die eine 5prozentige Beleihung von 80% des Bauwertes ermöglichen. In der Hauptsache handelt es sich um den Bau von Kernhäusern, die später durch An- und Ausbau vergrößert werden können. In diesem Jahre wird diese Aktion durch die Gewährung eines Darlehens von 650 000 Schilling auch für den Bau von Mittelstandshäusern erweitert.

Angesichts der ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse mußte von vornherein auf möglichst große Ersparnisse bei der Bauausführung hingearbeitet werden. An Stelle der breiten Straßen,

die früher in Wien allgemein gefordert wurden, begnügte man sich in den Siedlungen zumeist mit Wohnstraßen von nur 6—7 m Breite, man verzichtete auf Kanalisation und führte Torfstreuflöße ein, die gleichzeitig den großen Vorteil haben, daß der Siedler für seinen Garten die Düngstoffe kostenlos gewinnt. Die zunächst übermäßigen Forderungen der Siedler an die Raumgrößen des Hauses mußten eingeschränkt werden, wenn das Siedlerhaus den Wettbewerb mit der kleinen Stockwerkswohnung aushalten sollte. Im Bauprogramm 1925 haben die Siedlerhäuser nur noch eine überbaute Fläche von 40—42 qm einschließlich eines etwa eingebauten Kleintierstalles. Auf eine Unterkellerung mußte mit Rücksicht auf die Mehrkosten in vielen Fällen verzichtet werden. Das Erdgeschoß enthält Wohnküche und Spülraum, oder Wohnstube und kleine Küche, das Obergeschoß drei Schlafräume. Die Stockwerkshöhe ist auf 2,60 m festgesetzt. Auf eine Zwischendecke wurde über dem Erdgeschoß in vielen Siedlungen verzichtet.

Da nach unseren Berechnungen ein einstöckiger Stallanbau eben soviel kostet, wie die Vergrößerung des zweistöckigen Hauptbaues um die gleiche Wohnfläche, so wurden in diesem Jahre die Ställe fast durchweg in den Hauptbau einbezogen. Natürlich ist die Schweinehaltung in diesen Ställen nicht gestattet.

Nach den Erhebungen des Siedlungsamtes kommen auf ein Siedlerhaus durchschnittlich 4,1 Personen. Mehr als 90% der Siedler stellen ihre bisherigen Wohnungen dem Wohnungsamt zur Verfügung oder waren vom Wohnungsamt als „dringlich“ anerkannt.

Nur in der ersten Zeit sind einige ganz kleine Siedlungen unterstützt worden, späterhin aber nur noch solche, die mindestens 100 Häuser unterbringen können. Die meisten Siedlungen zählen 200—500 Häuser. Die größte, „Ragran“, wird einmal 12—1300 Häuser zählen.

Unter größten Schwierigkeiten und trotz großer Widerstände hat die Siedlungsbewegung nicht unerhebliche Erfolge erreicht. So ist festgestellt worden, daß die Baukosten eines Siedlerhauses mit 42 qm überbauter Fläche und etwa 65 qm Nutzfläche unter der Voraussetzung einer 15prozentigen Siedlerleistung nicht mehr öffentliche Mittel erfordern, als eine von der Gemeinde Wien gebaute Stockwerkswohnung von 35—40 qm Nutzfläche in einem 4—5stöckigen Haus. Es ist deshalb nicht daran zu zweifeln, daß dem Siedlungswesen auch künftig in Wien eine wichtige Rolle bei der Wohnungsbeschaffung zufallen wird.

Pariser Eindrücke.

Von Theo Effenberger, Breslau.

Das Bangen, mit dem ich jetzt nach dem Krieg Paris wieder sah, war bald von mir gewichen. Ich verfiel sofort dem Reiz, den diese Stadt auf empfindsame Menschen ausübt.

Raum hat sich ihr äußeres Bild verändert. Am Gare du Nord herrscht noch immer im großen Getriebe die verwirrendste Unordnung, auf dem köstlichen Place de la Concorde springen die Brunnen, in den Tuilleries fährt das altmodische Karussell, Kindern zur Freude, an den Seine-Quais geben die Buchhändler malerische Staffage den Köstlichkeiten früherer Baukultur und über der Bütte leuchtet noch hoch und hell Sacré Coeur. Nur der gute Eiselturm hat sich eine Modernisierung gefallen lassen müssen, und die Zahl der Autotaxen und Autobusse wurde um ein Beträchtliches vermehrt.

Diesmal kam ich von London nach Paris. Es ist sofort auffällig, wie grundverschieden beide Städte sind. In London sehr viel Verkehr und Leben, in Ruhe und Ordnung, in angeborener Disziplin, Zurückhaltung in Gefühlsäußerungen; keine lärmenden Autos, keine schimpfenden Kutscher und Straßenpassanten, alles scheint korrekt, organisiert, unsinnlich. In Paris sehr viel weniger Verkehr, dafür mit genügendem Lärm und Nervosität, lebhaftere Aufwallungen, Empfänglichkeit und Sinnenfreude. In London: viel Gleichheit in Kleidung und Gebärde, nüchterne, stets gleiche, einfache, unkomplizierte Gerichte und wenig Alkohol; in Paris: kapriziöse Frauen, lebhaftere Männer, die Speisen in raffiniertester Zubereitung, dazu die guten Weine, Liqueure; alles geboten im Bewußtsein seines Wertes; alles geboten mit einer Leichtigkeit und Delikatesse, die uns Deutschen so neuartig und unserer Problematik so überraschend ist.

Wir lieben Stätten alter Kulturen, wir müssen sie zwangsläufig lieben auch da, wo wir ihre Mängel, ihre Gefahren für unsere Entwicklung klar sehen.

Paris hat bereits im XIII. Jahrhundert an 200 000 Einwohner und zur Zeit Ludwigs XIV. über 500 000. Als politischer und geistiger Mittelpunkt eines großen Landes, ja, zeitweise der ganzen Welt, hat es kulturelle Schätze gehäuft wie wenige Städte sonst. Wie wäre die wunderbare Westfassade und der Chor von Notre Dame, wie das Schatzkästchen St. Chapelle möglich ohne die eminente geistige und manuelle Kultur der Pariser des XII. und XIII. Jahrhunderts? Wie wäre Louvre, Luxemburg, Vendôme-Platz und Palais-Royal denkbar ohne die überragenden Fähigkeiten starker Generationen, wie die Rue de Rivoli, die Altstadtregulierung und die prächtigen Anlagen

Gauffmanns ohne den machtvollen Kulturwillen seiner Epoche. Es ist gar nicht möglich, in kurzen Worten ein Bild zu geben von den Eindrücken heimischer Kulturäußerungen, wie sie in den Kostbarkeiten des Cluny-Museums, des Louvre oder in Versailles gehäuft sind; wer sich an den Wundern der Emaillekunst, den Intarsien und Elfenbeinschnitzereien nicht berauschen kann und dem Zauber der Watteau, Chardin, Delacroix, Courbet nicht erliegt, ist kaum fähig, dieses Paris zu begreifen. Vom Turm der Notre Dame, über die Fragen der mittelalterlichen Teufel und grotesken Ungeheuer hinweg, schweift der Blick auf die ewige, endlose Flut der Autos und Omnibusse der modernen Großstadt; ich stand auf den Terrassen von St. Germain, unter mir das verschlungene Silberband der Seine und darüberhin im Dunst des scheidenden Sommertages das Häusermeer und hoch über dem Dunstkreis der Stadt vom letzten Strahl der Sonne beschienen, Sacré Coeur, leuchtend weiß, eine Kata morgana! — Paris!

Mein Besuch galt in erster Linie der „Internationalen Ausstellung für dekorative und industrielle moderne Kunst“, wozu der Deutsche Werkbund geladen hatte.

Der Erfolg der deutschen Kunstgewerbe-Ausstellungen vor dem Kriege, den die Franzosen nicht gern anerkannten, ist Ursache dieser Ausstellung.

Deutschland blieb daran unbeteiligt, nach vielem Rätselraten glaubte das deutsche Auswärtige Amt die verspätet erfolgte Einladung ablehnen zu müssen.

Das Ausstellungsgelände ist althistorischer Boden, inmitten der Stadt, zu beiden Seiten der Seine, am Cours de la Reine mit Grand Palais, am Quai d'Orsay und Esplanade des Invalides. Auf diesem wundervollen Gelände ist eine Stadt von Ausstellungsbauten entstanden, eine Stadt mit eine Weiterentwicklung der Jugendstilperiode wirkt, überraschend, vom alten Paris hierher führt keine Tradition. Hier herrscht eine Modernität, die wie eine Weiterentwicklung der Jugendstilperiode wirkt eine schwere, hohle Monumentalität, an der die traditionelle, graziöse Leichtigkeit des Franzosen sich nur im Ornamentalen zeigt.

Diese Ausstellungsbauten sind ein mißglücktes Experiment, welchem selbst der konservative Sinn des Franzosen vielfach ablehnend gegenübersteht. Das hindert nicht, Leistungen, wie die ausgezeichnete Verkehrs- und Bankhalle am Grand Palais oder den kleinen Marastischen Garten, sowie etwa die Fontaine Lalique, rückhaltlos anzuerkennen. Den stärksten Eindruck freilich hinterläßt die große Halle mit der großzügigen

Monumentaltreppe von Charles Lacroix im Grand Palais. Wären hier die Ornamente und Gliederungen der Pilaster und Flächen besser, könnte diese Halle getrost in die Reihe unserer besten Bauwerke gestellt werden. Der vielgenannte Problematiker Corbusier zeigt das interessante Fragment eines modern gedachten Hauses.

Der kunstgewerbliche Inhalt dieser Bauten stellt den kritischen Beschauer gleichfalls vor eine böse Aufgabe. Der Überfülle ornamentalen Gestaltens steht der deutsche Beschauer nach der harten Schule der letzten Jahre mehr als fremd gegenüber, die präventive Formengebung hat im Zeitalter der Chemie und Technik die innere Berechtigung verloren. Zudem ist es auch hier merkwürdig, wie sehr der heutige französische Kunstgewerbler die Eleganz des früheren Eklektikers verloren hat. Am auffälligsten ist dies bei den Möbeln, die stark an die schwerfälligen Architekturmöbel einer jetzt sterbenden deutschen Periode erinnern. Sollte der deutsche Einfluß nicht nur bei den Tanzmelodien zu finden sein?

Die wertvollsten Leistungen französischen kunstgewerblichen Schaffens sind zweifellos auf dem Gebiete der Frauenkleidung zu finden; neben vielen bedenklichen Verirrungen sind wundervolle Stücke zu sehen, Kleider, Mäntel, Hüte, Wäsche und Handschuhe, Täschchen und Ketten, und all die lieben kleinen Dinge, die eine mondäne Frau nicht entbehren kann. Die Kostbarkeit des Materials, das Raffinement der Aufmachung, die Vollendung der Technik, der Charme der Darbietung muß uns für die Wohlheit dieser defakenden Entwicklung entschädigen.

Was die anderen Nationen auf der Ausstellung zu zeigen haben, ist oft genug höher zu bewerten. Der kleinen schwedischen Abteilung gebührt der Vortritt; die Eintrittshalle im schwedischen Pavillon ist der schönste Raum der ganzen Ausstellung. Die prächtigen, farbigen Teppiche, die an orientalische Muster erinnern, verraten eine gesunde Tradition. Auch Glas, Metall, Keramik stehen auf einer hohen Entwicklungsstufe. Österreich, dessen Ausstellung unter der

Leitung des zielbewußten, warmherzigen Präsidenten Better steht, zeigt eine stetige Weiterentwicklung der bekannten Wiener Schule. Welches Allgemeiniveau hier erreicht ist, bleibt bewundernswert. Wien hat viel Verwandtes mit dem defakenden Paris; es streifte besonders auf der Gewerbebeschau in München schon stark die Grenze zu einer Überkultur, eine Gefahr, die in Paris vermieden ist. Es gibt wohl kein Gebiet kunstgewerblichen Schaffens, das nicht durch ausgezeichnete Leistungen in der österreichischen Abteilung vertreten ist. Das Wirken Hoffmanns und Peches, Strnads und Pomolnys und Larischs hat eine Anzahl junge Begabungen entwickelt, die daran sind, dem kommenden Wien den Ausdruck zu geben.

Neben Dänemark und Holland zeigen die Schweiz und die Tschechoslowakei großes formales Können. Der russische Pavillon ist ein starkes Plakat, die russische Volkskunst von erfrischender, gesunder Ursprünglichkeit. Was hier an neuem Schaffen zu sehen ist, knüpft an die gute Tradition oder zeigt interessante intellektuelle Problematik.

Es ist nicht möglich, alle beachtenswerten Leistungen der Ausstellung zu nennen, eines aber sei noch besonders gewürdigt, das sind die reizvollen Abende. Das Übermaß von Licht in allen Schattierungen, die springenden Leuchtfontänen, die lodrenden Becken, die bunten Perlenstränge sind von einer Eindringlichkeit, der nicht zu entkommen ist. Dem tun auch die paar Geschmacklosigkeiten keinen Abbruch. Wer etwa im österreichischen Café (nicht das schlechteste Wiener Erzeugnis!) die goldene Lichtflut in der Seine sich spiegeln sah, wer das schöne Sternornament des Eiselturms im rhythmischen Aufleuchten im Kreise anregender Freunde sitzend, bewundern konnte, der war dem genius loci nahe. Und wer gar im nahen Chartres die unerhörte Pracht der Kathedrale geschaut, und bei Brunier die köstlichen Speisefestwerke genossen hat, der weiß, warum wir Dich Paris lieben, lieben müssen, trotz alledem.

Vermischtes.

Die 13 Grundforderungen des Bundes Deutscher Bodenreformer.

Bodenreformer und Stadtverordnetenwahlen. In einer erweiterten Vorstandssitzung des Bundes Deutscher Bodenreformer (Ortsgruppe Groß-Berlin) wurde beschlossen, von der Aufstellung eigener Kandidatenlisten für die bevorstehenden Berliner Stadt- und Bezirksverordnetenwahlen in Rücksicht auf die freundlich zur Bodenreform stehenden Parteien abzusehen. Allerdings hofft man, daß die Fraktionen die Forderungen der Bodenreformer künftig praktisch unterstützen wer-

den. Die Konferenz hat 13 Grundforderungen aufgestellt:

Die Stadtgemeinde soll ein Wohnungsbauprogramm aufstellen, das bis an die äußerste Grenze des wirtschaftlich Tragbaren reicht. Dabei soll, ebenso wie bei der Verteilung der öffentlichen Baukostenzuschüsse, das Kleinhaus vor dem Hochhaus bevorzugt werden. Die Ausgabe von öffentlichem Baupland soll möglichst nach dem Reichsheimstättenrecht, Erbbaurecht, unter bodenreformerischer Bindung des Veräußerungsrechtes erfolgen. Zum Wohnungsbau sollen alle schaffenswilligen, gemeinnützigen

Kräfte herangezogen werden. Der Baustoffwucher und eine etwa ungefundene Preispolitik der Bauhandwerker sollen bekämpft werden. Zu den Baukosten sollen die Großarbeitgeber nach Möglichkeit herangezogen werden. Zur Durchführung des Bauprogrammes muß Bodenvorratswirtschaft von der Stadtgemeinde getrieben werden. Die Stadtverordnetenversammlung soll beim Landtage für die Durchbringung des Hirtsfieferschen Städtebaugesetzentwurfes eintreten. In dem nach diesem Städtebaugesetzentwurf aufzustellenden Generalbebauungsplan sollen in den Flächenaufteilungsplan die nach dem Heimstättengesetz abzugrenzenden Heimstätten- und Heimstättengartengebiete eingezeichnet werden. Für die Entschädigung der Vorbesitzer dieser Gebiete soll der gemeine Wert zugrunde gelegt werden, der nach Geltendmachung des öffentlichen Anspruches auf die Gebiete übrig bleibt (also nicht Baustellenwert). Eine Grundwertsteuer nach Anhalter Muster soll eingeführt werden. Auf den Posten des Städtebaudirektors wird ein Mann verlangt, der in seiner Persönlichkeit die Durchführung der bodenreformerischen Forderungen gewährleistet. Endlich wird verlangt strengere Durchführung der Wohnungsaufsicht, Beibehaltung der öffentlichen Wohnungswirtschaft und Bekämpfung

von Mietssteigerungen, die die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Mieter überragen.

Es wurde beschlossen, den Parteien die 13 Punkte zur Stellungnahme vorzulegen. Von ihren Antworten wird die Unterstützung ihrer Kandidaten durch den Bund Deutscher Bodenreformer abhängig gemacht.

Einen Vortragskursus über das neuzeitliche Planungsweisen und die Siedlungsaufgaben der Gegenwart veranstaltet das Deutsche Archiv für Siedlungsweisen vom 19.—23. Oktober in Berlin zugleich als Feier des 10 jährigen Bestehens des Archivs. Die Vorträge behandeln im einzelnen die ländlichen Verhältnisse, die Kleinstädte, die Kreispläne, die Großstädte und die Landesplanung und werden sämtlich von dem Leiter des Archivs, Herrn Regierungsbaumeister a. D. Langen, gehalten. Nach jedem Vortrag erfolgt freie Aussprache und Fragenbeantwortung. Einige Besichtigungsausflüge und ein Rundflug über Berlin schließen sich an. Teilnehmerkarten für alle Veranstaltungen Mk. 10,—, für einen einzelnen Vortrag Mk. 2,—. Anmeldungen und alles Nähere bei dem oben genannten Archiv, Berlin NW 6, Luisenstr. Nr. 27/28. Fernsprecher: Norden 3850.

Bücher- und Zeitschriftenchau.

Schicksalsfragen des Wohnungs- und Siedlungswezens. Eine Vortragsreihe. Herausgegeben von der Siedlungswissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft. Berlin 1925. Verlag Guido Hackebeil A.-G., Berlin S 14. Preis RM. 5.—.

Große Umwandlungen in unserem Siedlungs- und Wohnungsweisen müssen erfolgen, das ist die fast allgemeine Überzeugung der berufenen Kreise. Aber noch ist die notwendige Klärung der Meinungen weit aus nicht eingetreten. Namhafte Vereinigungen, u. a.: die Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft, der Deutsche Verein für Wohnungsreform, das Deutsche Archiv für Siedlungsweisen, die Siedlerschule Worpsswede und der Deutsche Bund Heimatschutz, haben sich daher in der **Siedlungswissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft** in Berlin zu gemeinsamem Wirken zusammengeschlossen, um vom Boden einer großen Gesamtauffassung aus eine Einheitlichkeit in der gewaltigen, großen Arbeit von vornherein zu erzielen, in welcher Richtung der neue Weg führen soll, darüber gibt das soeben im Verlag Guido Hackebeil A.-G., Berlin S 14, erschienene Werk **„Schicksalsfragen des Wohnungs- und Siedlungswezens“** (Preis RM. 5.—) durch hervorragende Fachleute auf den Gebieten des Wohnungs- und Siedlungswezens restlose Aufklärung. Das Werk ist hervorgegangen aus den sorgenden Gedanken, den Bestrebungen, Bemühungen und Studien eines ganzen breiten Kreises von durchweg ersten Fachmännern. Mit ihrem im letzten Winter und Frühjahr in Berlin veranstalteten Vorträgen bieten sie eine Fülle sowohl allgemeiner Gedanken zur Beurteilung und Reform unseres Wohnungs- und Siedlungswezens wie konkreter Einzelbeobachtungen und Einzelvorschläge. In anregender und anschaulicher Form führen sie mitten hinein in die große Bewegung und weisen neue Wege zur Umbildung unserer Großstädte und zur Reform unseres Siedlungswezens überhaupt. Dabei sehen sie, was von besonderem Werte ist, das Problem keines-

wegs einseitig nur vom städtischen oder gar vom großstädtischen Standpunkt aus, sondern sie bringen es in tiefe Verbindung mit der Gesamtheit unserer nationalen Entwicklung und insbesondere auch mit den Bedürfnissen und Verhältnissen unserer Landwirtschaft. Die gedrängte Wiedergabe des Wertvollsten aus den sich anschließenden, meist sehr ergiebigen Aussprachen ergänzt die Vorträge in wirkungsvoller Weise durch Meinungen und Anschauungen noch sehr viel weiterer Kreise. Die einzelnen Vorträge behandeln:

Alte und neue Siedlungsweise. Von Dr. H. S. Ziffeler, Berlin. — **Unsere landwirtschaftliche Entwicklung und das Siedlungsweisen.** Von Ökonomierat Dr. Lothar Meyer, Berlin. — **General siedlungspläne.** Von Regierungsbaumeister a. D. Gustav Langen, Berlin. — **Das Problem Groß-Berlin als Beispiel der wirtschaftlichen Grundlagen der Städtebildung.** Von Richard Wienecke, Berlin. — **Städtebau und Gartenbau.** Von Leberecht Niggé, Worpsswede. — **Finanz- und Organisations-Reform im Siedlungswezen.** Von Direktor Vormbrock, Münster i. W. — **Die staatspolitische Bedeutung des Siedlungswezens.** Von Prof. Dr. Ph. Stein, Berlin. — **Umgestaltung der behördlichen Befugnisse, von Gesetz und Verwaltung, im Dienste der Siedlungsreform.** Von Oberregierungsbaurat Mittelbach, Dresden.

Wer auch immer auf dem Gebiete unseres Wohnungs- und Siedlungswezens, unseres Städtebaues und unserer Ansiedlung tätig sein will, sei es als Verwaltungsbeamter oder Mitglied der parlamentarischen oder kommunalen Körperschaften, als Unternehmer, Mann der Technik und Industrie oder als Genossenschaftler, Wissenschaftler, Schriftsteller, Journalist usw., stets wird es für ihn ein zwingendes Bedürfnis sein, sich mit den großen Strömungen der Zeit in lebendiger Fühlung zu halten. Gerade hierfür aber bietet dieses inhaltreiche Werk ein hervorragendes Mittel zur Anregung und Weiterbildung.

„Wohnung und Kultur“ von Dr. Hans Kampffmeyer. Verlag Buchhandlung des Arbeiter-Abstinenzbundes in Oesterreich. Wien 1925. 9 Seiten Oktav. Preis S. —,15.

In dieser kleinen Schrift zeichnet der bekannte Siedlungsfachmann mit klaren, knappen Strichen die engen Zusammenhänge, die zwischen dem Wohnungs- und dem Alkoholproblem bestehen. Er zeigt, wie die schlechten Wohnungsverhältnisse die Menschen zwangsläufig in die Wirtschaftshäuser und damit dem Alkoholismus in die Arme treiben, und er bringt überaus interessantes Beweismaterial dafür bei, daß die Ver-

besserung der Wohnungsverhältnisse, besonders die Unterbringung der Menschen in Siedlungen und Gartenstädten, dem Alkoholismus entgegenwirkt. In der bereits über 13 000 Einwohner zählenden Gartenstadt Letchworth hat kürzlich die Bevölkerung bei der siebenten Abstimmung, die in dieser Frage stattfand, sich wiederum mit einer erdrückenden Mehrheit gegen die Zulassung von irgend welchen Alkoholverkaufsstellen ausgesprochen. Zugleich wird festgestellt, daß gerade unter den Abstinenten, die die sozialen Übelstände nicht im Trunk zu vergessen suchen, die Zahl derer besonders stark ist, die sich für die Hebung unserer Wohnungskultur einsetzen.

Unter Ausschluß der Verantwortlichkeit der Schriftleitung.

Wasserabdichtung bei Fassaden, Bauwerken, feuchten Mauern und dergl.

Allmählich erst kamen Spezialisten dieses Gebietes zu der Ansicht, daß eine Integral-Methode erreicht werden müsse und könne, wenn dem Zement ein Silikat beigegeben werde, das ihm die fehlende Eigenschaft ergänze. So entstand das Präparat „Seimalol“, ein Produkt, das nach seinem Erfinder Heimann, dem Inhaber und Geschäftsführer der Heimalol-Gesellschaft m. b. H. in Datteln i. W. benannt wurde. Mit „Seimalol“ sind im Laufe der letzten Jahrzehnte ganz bedeutende Bauwerke wasserdicht und wetterfest hergestellt. Im Eisenbetonbau hat sich „Seimalol“ bestens bewährt. Zur Herstellung wasserdichter Bassins, Tanks, Sperrmauern, Kohlenwäschern, Kläranlagen, Schachtbauten, Tunnels, Rauchkanäle, Zementrohre usw., ebenso aber auch im Wohnhausbau zur Trockenlegung nasser Keller, feuchter Wohnungen usw.

Wie wichtig ein solches Präparat zur Herstellung trockener gesunder Wohnungen ist, geht schon aus der Tatsache hervor, daß aller ein Gebäude umgebender Boden, selbst in der trockensten Jahreszeit, nicht unter 2% Feuchtigkeit enthält. Diese Feuchtigkeit überträgt sich dem Fundament und Kellermauerwerk seitlich, wie von den Fundament-Sohlen. Demnach ist die vertikale Isolierung des Kellermauerwerks an den Außen- und Innenflächen eine ebenso große Notwendigkeit wie die innere Horizontal-Isolierung in den Mauern und den Kellerhöhlen selbst. Ebenso sollten die zum Fuß verwendeten Mörtelmassen gegen durchschlagende Tagesfeuchtigkeit geschützt sein. Dies geschieht in der gleichen Weise, und zwar durch den Zusatz von „Seimalol“ zum Mörtel. „Seimalol“ ist eine breiteige

Emulsion, die in 1 Maßteil zu etwa 8—10 Maßteilen Wasser dem Anmengen-Wasser beigegeben wird. Nach guter Verrührung werden dann mit dieser Flüssigkeit die trockenen Mörtelmassen gebrauchsfertig angefeuchtet, gleichmäßig verarbeitet und auf diese Weise mit dem Zement zu einer kompakten Masse angemacht. Die Verarbeitung der so imprägnierten Mörtelmassen geschieht dann wie gewöhnlich handwerksgerecht.

Um auch solchen Bauwerken dienlich zu sein, welche schon unter den schädlichen Einflüssen des Wassers dadurch leiden, daß ihre Erbauer die Notwendigkeit des Schutzes gegen Niederschläge nicht rechtzeitig erkannten, ferner um auch die Bauten mit in den Schutzbereich zu ziehen, welche ihrer Struktur nach oder aus ästhetischen oder aus architektonischen Gründen nicht mit einer imprägnierten Fassadenschicht überzogen werden sollen, als da sind solche in Haustein, Kunststein, Ziegelrohbau usw., hat der Erfinder des Seimalol ein zweites Verfahren dadurch in die Praxis gebracht, daß es eine farblose wasserfeste Flüssigkeit, ein Fluat, herstellte, welches diesem Zwecke dient.

Dieses Fluat ist ebenfalls patentamtlich geschützt und unter dem Namen „Arzet“ der Bauwelt ebenfalls seit vielen Jahren bekannt. Es bildet nicht eine seifenartige oder wasserglasähnliche Überzugsschicht, sondern reinigt infolge seiner alkoholischen Dünflüssigkeit die Poren der zu behandelnden Flächen zunächst, und das Material, in welches das „Arzet“, sei es durch Eintauchen der Steine, Ziegel, Dachziegel oder durch Streichen auf Fuß-Rohbau oder Steinflächen, einzieht, wird so wasserabstoßend imprägniert, daß ein Durchschlagen von Regen und sonstigen Niederschlägen nicht mehr möglich ist. Weder Härte noch Charakter oder Farbe der zu behandelnden Körper ändern sich.

M i t t e i l u n g e n d e s D e u t s c h e n A u s s c h u s s e s f. w i r t s c h a f t l i c h e s B a u e n.

Schriftleitung: Regierungsbaurat Stegemann + Dresden A., Kanzleigäßchen 11
2. Jahrgang Nummer 9 September 1925

Die Deutsche Tagung für wirtschaftliches Bauen!

Von Regierungsbaurat Rudolf Stegemann-Dresden.

Der Deutsche Ausschuß für wirtschaftliches Bauen hatte zusammen mit dem Technischen Ausschuß des Reichsverbandes der Wohnungsfürsorgegesellschaften zu seiner diesjährigen öffentlichen Tagung in glücklicher Weise Dresden zum Tagungsort gewählt, um so seinen Mitgliedern die Möglichkeit zu geben, gleichzeitig die große Jahreschau „Wohnung und Siedlung“ zu besichtigen. Welche Bedeutung den Arbeiten des Deutschen Ausschusses für wirtschaftliches Bauen heute beigemessen wird, konnte man — abgesehen davon, daß fast 400 Teilnehmer, darunter 350 ordentliche Delegierte, aus ganz Deutschland erschienen waren — aus der Tatsache entnehmen, daß die Reichsregierung gleichzeitig eine Reichswohnungs-Konferenz nach Dresden einberufen hatte, um so ein Zusammenarbeiten der zuständigen Reichs- und Länder-Resorts mit dem Ausschuß herbeizuführen. So hatte denn der Ausschuß-Vorsitzende, Regierungsbaurat Rudolf Stegemann-Dresden, die Freude, die Vertreter aller Reichsministerien sowie aller Länderregierungen, an der Spitze sämtliche sächsischen Ministerien, willkommen heißen zu können. Daneben hatten dem Rufe des Ausschusses Folge geleistet: Vertreter des Deutschen Städtetages, des Bundes Technischer Oberbeamten Deutscher Städte, des Reichsstädtebundes, des Reichsverbandes der Wohnungsfürsorgegesellschaften, der Freien Deutschen Akademie für Städtebau, des Verbandes der Baugenossenschaften, des Verbandes Deutscher Architekten- und Ingenieurvereine, des Deutschen Vereins für Wohnungsreform, des Vereins Deutscher Kalkwerke, des Deutschen Landkreistages, des Verbandes Deutscher Beamten-, Bau- und Siedlungsvereine, des Allgemeinen Sächsischen Siedlerverbandes, der Ständigen Delegation der Deutschen Baumeister in der tschecho-slowakischen Republik und vieler anderer Provinzial- und Landes-Organisationen.

In seiner Eröffnungsansprache wies der Vorsitzende, Regierungsbaurat Rudolf Stegemann-Dresden, darauf hin, wie schwer unter heutigen Verhältnissen die Entscheidung darüber ist, ob eine Tagung wirklich innerlich berechtigt sei. Um diese Frage einwandfrei beantworten zu können, muß das Ziel und die Arbeitsweise des Ausschusses begriffen werden. Auch im Wohnungsbau hat die Technik in den letzten Jahrzehnten ununterbrochen Fortschritte gemacht. Es sind neue Probleme entstanden, die noch der Klärung bedürfen oder deren Erkenntnis noch nicht in die breitesten Fachschichten gedrungen ist. Für den einzelnen Fachmann ist es völlig ausgeschlossen, von sich aus heute noch alle Gebiete voll zu beherrschen und auch nur aus der Literatur heraus zu erfassen; noch weniger kann er aber selbst kostspielige

Untersuchungen nach den verschiedenen technischen Seiten hin anstellen. Aber auch wirtschaftlich starke Kreise, wie Staaten und Städte, sind nur in den seltensten Fällen in der Lage, nach dieser Seite hin wirklich einwandfreie und umfassende Versuche zu machen. Zudem muß noch berücksichtigt werden, daß im Bauwesen Erfahrungen einzelner niemals ausreichen können. Erst durch das Zusammenbringen der Erfahrungen von vielen Stellen und durch das vorsichtige Prüfen und Abwägen im Rahmen eines großen Kreises von erfahrenen Fachleuten wird man zu gewissen einwandfreien Ergebnissen kommen. Dieses Ziel hat sich der Deutsche Ausschuß für wirtschaftliches Bauen gesetzt und hat versucht, es in den letzten Jahren zu erreichen, indem er einen engeren Kreis von Fachleuten aus ganz Deutschland sammelte, der über die entsprechenden Erfahrungen verfügte und bei dem jeder einzelne durch die besondere Art seiner Tätigkeit zur Mitarbeit berufen war.

Durch die Beziehungen dieser Mitglieder zu anderen Fachkreisen war es möglich, örtlich die Basis zu verbreitern und in seltenem Umfange Unterlagen für die einzelnen zur Prüfung stehenden Fragen zu erhalten. Die öffentlichen Tagungen des Ausschusses, von denen bisher schon sechs abgehalten worden sind, haben lediglich den Zweck, die so herausgearbeiteten Erfahrungssätze der Allgemeinheit zu übermitteln und hier zur Diskussion zu stellen. Selbstverständlich wird eine kurze Tagung niemals instande sein, Vollkommenes zu bieten, aber sie gibt Anregungen, die sich dann ringsum im Lande auswirken; sie bringt die Fachleute aus ganz Deutschland zusammen und knüpft so Bänder zu weiterer gemeinschaftlicher Arbeit. Daß der Deutsche Ausschuß für wirtschaftliches Bauen hier den richtigen Weg verfolgt, dürfte sich schon aus der Entwicklung der Tagungen ergeben. Die erste Tagung in Dresden 1920 wies 40 Teilnehmer auf. Jede Tagung brachte einen neuen Zuwachs von Freunden und Mitarbeitern, und heute spricht die Zahl von fast 400 Teilnehmern, unter denen vor allem die Ministerien des Reichs und aller Länder und die sämtlichen großen Fach-Organisationen hervorzuheben sind, dafür, daß das Interesse immer noch im Wachsen begriffen ist. Für den Ausschuß aber bedeutet die Dresdener Tagung einen neuen Anlaß, im Sinne seiner bisherigen Richtlinien weiter zu arbeiten zu Nutz und Frommen des deutschen Bauwesens und des ganzen Volkes.

In seiner Antwort wies als Vertreter der sächsischen Staatsregierung Geheimer Regierungsrat Dr. Vollmer auf das rege Interesse hin, das die Regierung an den Arbeiten des Ausschusses stets genommen hat, und betonte gleichzeitig, daß gerade die Art, wie es dem Ausschuß gelungen

wäre, anfängliche Widersprüche und Gegenströmungen durch seine sachliche Arbeit zu überwinden, am besten bewies, wie wertvoll die Tätigkeit des Ausschusses für die Allgemeinheit ist. Im gleichen Sinne sprachen sich namens der Länderregierungen Ministerialrat Neuschler vom Württembergischen Ministerium des Innern und Bürgermeister Rihsche, als Vertreter der Stadt Dresden, aus, die beide in den wärmsten Worten den Ausschuss zu seinen bisherigen Leistungen und Erfolgen beglückwünschten. Für den Reichsverband der Wohnungsfürsorgegesellschaften als Mitveranstalter und namens der anwesenden Fach-Organisationen überbrachten Grübe der Generaldirektor der Gemeinnützigen Aktien-Gesellschaft für Angestellten-Heimstätten, Regierungsbaumeister a. D. Knoblauch-Berlin, für die Landes-Siedelungs- und Wohnungsfürsorgegesellschaft „Sächsisches Heim“ Oberregierungsrat Dr. Rutsch-Dresden und für den Deutschen Verband für Wohnungsreform Oberregierungsrat Dr. Hoppe-Dresden. Besonderen Beifall fand schließlich noch die Ansprache des Vizepräsidenten der Ständigen Delegation der Deutschen Baumeister in der tschecho-slowakischen Republik Novak-Karlsbad, der namens der deutschen Auslandsvertreter auf die Notwendigkeit eines engen Zusammengehens der ausländischen Fach-Organisationen mit dem Ausschuss hinwies.

Der erste Tag stand unter dem zusammengefaßten Thema: „Großhaus oder Kleinhaus“. Der Ausschuss hatte gerade dieses vielumstrittene Gebiet auf die Tagesordnung gesetzt, um einmal im breitesten Fachkreise eine Aussprache herbeizuführen und auf Grund seiner umfassenden Vorarbeiten darzutun, welche Bedeutung es für das deutsche Volk hat, die künftige Wohnungs-Politik im Sinne des Flachbaues weiter zu entwickeln. Es verdient dabei hervorgehoben zu werden, daß hierbei nicht nur der Techniker, sondern auch der Arzt als offizieller Redner zum Wort kam, aus der Erkenntnis heraus, daß nicht der kleine Unterschied zwischen den Baukosten des Großhauses und des Kleinhauses das Ausschlaggebende bei der Entscheidung über die Frage Großhaus oder Kleinhaus ist, sondern die großen gesundheitlichen Folgen und daraus entstehenden wirtschaftlichen Auswirkungen, die sich aus einer guten oder schlechten Wohnungs-Politik eines Landes ergeben.

Als erster Redner sprach Regierungs- und Bauart W. Lübbert-Hannover über das Thema: „Großhaus oder Kleinhaus — eine Wirtschaftsfrage“. Die Frage — führt Lübbert aus —, welche Wohnhausform die wirtschaftlichere ist, das Großhaus oder das Kleinhaus, hat von jeher die Bau-sachverständigen und Volkswirte beschäftigt. Man hat die Wirtschaftlichkeit der beiden Bauformen nach den verschiedensten Verfahren untersucht. Einzelne Bau-sachverständige haben dabei die Kosten für je 1 cbm umbauten Raumes im Großhaus und Kleinhaus ermittelt. Je nachdem der Sachverständige sich für das Großhaus bezw. das Kleinhaus einsetzen wollte, schlugen die Ergebnisse bald zugunsten des Großhauses, bald zugunsten des Flachbaues aus. Es ist aber ohne weiteres einleuchtend, daß diese Art der Untersuchungen niemals zu einem einwandfreien Ergebnis führen kann, weil die bautechnischen Erfordernisse im Großhaus und Kleinhaus in den einzelnen Gegenden (Stadt oder Land) überaus verschieden sind und sich dabei auch ganz verschiedene Baumweisen ergeben. Diese Verschiedenartigkeiten bedingen selbstverständlich für die einzelnen Hausformen verschiedeneartige Einheitspreise für das cbm umbauten Raumes.

Wesentlich zuverlässiger sind Untersuchungen, die sich darauf erstrecken, aus den Baukosten der einzelnen

Hausformen Einheitspreise für 1 cbm Wohn- oder Nutzraum zu ermitteln. Notwendig ist dabei, den Baukosten auch die Kosten für Grunderwerb, Straßenbau, Be- und Entwässerung, Licht- und Gasversorgung und alle sonstigen mit dem Wohnhausbau verbundenen Nebenkosten hinzuzurechnen. Aber auch derartige Berechnungen sind, wenn man sich auf einzelne Beispiele in bestimmten Gegenden beschränkt, nicht ganz einwandfrei.

Um die Frage der Wirtschaftlichkeit des Großhauses oder Kleinhauses planmäßig nach einheitlichen Gesichtspunkten zu untersuchen, hat Lübbert für ein und dasselbe Gelände sechs verschiedene Aufteilungsarten und Bebauungen gewählt, die er an der Hand sehr instruktiver Modell-Photographien zeigt und zwar:

1. eine fünfgeschossige
2. eine viergeschossige
3. und 4. zwei dreigeschossige
5. eine zweigeschossige
6. eine Bauweise mit zweigeschossiger Randbebauung und eineinhalbgeschossiger Innenbebauung.

Die Bebauung erstreckt sich auf ebenes Gelände von 48 816 qm Größe. Es wurde in jedem der 6 Bau-fälle ermittelt, wieviel Wohnräume auf dem Gelände entstehen. Außerdem wurden die Gesamtkosten für die Aufschließung des Geländes und für die Ausführung der Bauten für jeden Bau-fall errechnet und aus den jeweiligen Gesamtkosten die Kosten je Wohnung bestimmt. Da der Großhausbau eine freie Gestaltung des Grundrisses und Aufbaues der Gebäude aus bautechnischen, bau- und feuerpolizeilichen sowie hygienischen Gründen nicht zuläßt, besonders wenn hohe Bodenpreise zu einer übermäßigen Ausnutzung des Geländes zwingen, ergibt sich beim Großhausbau meist die Notwendigkeit, besondere Aufwendungen an cbm umbauten Raumes zu treffen, die nicht Nutzflächen und Wohnraum ergeben. Je weiträumiger gebaut wird, um so günstiger und wirtschaftlicher kann der Architekt den Grundriß und Aufbau des Hauses gestalten; er kann unproduktiven Bauaufwand (Bergegung von cbm umbauten Raumes) vermeiden. In dieser Möglichkeit, den Grundriß und Aufbau aufs zweckmäßigste und wirtschaftlichste zu gestalten, beruht die nicht unwesentliche Überlegenheit des Kleinhauses gegenüber dem Großhaus. Im Kleinhaus läßt sich mit der gleichen Menge cbm umbauten Raumes ein wesentlich höherer Nutzeffekt, das heißt mehr brauchbare wirkliche Wohnfläche erreichen, als im Großhaus. Diese Tatsache wird durch die Aufteilung des Geländes nach den 6 verschiedenen Baumethoden klar erwiesen. Es ergeben sich folgende Endziffern:

1. fünfgeschossige Bebauung (Hochhausbebauung, wie sie in Berlin in den Jahren 1900—1914 üblich war) auf einen Wohnraum entfallen 125,32 cbm umbauten Raumes bezw. Mk. 3922,38 Baukosten,
2. verbesserte Hochhausbebauung viergeschossig ohne Hinterhaus und Seitenflügel, auf einen Wohnraum entfallen 100,51 cbm umbauten Raumes bezw. Mk. 3080,— Baukosten,
3. dreigeschossige Mehrfamilienhausbebauung mit Gartenhöfen, auf einen Wohnraum entfallen 116,25 cbm umbauten Raumes bezw. Mk. 3683,99 Baukosten,
4. dreigeschossige Reihenhausbauung — Mehrfamilienhäuser, auf einen Wohnraum entfallen 107,43 cbm umbauten Raumes bezw. Mk. 3590,53 Baukosten,
5. zweigeschossige Reihenhausbauung — Einfamilienhäuser im Flachbau, auf einen Wohnraum entfallen 73,82 cbm umbauten Raumes bezw. Mk. 2279,28 Baukosten,

6. Flachbau Einfamilienreihenhäuser als Randbebauung und offene Baumweise als Innenbebauung (Einfamilien-Doppelhäuser), auf einen Wohnraum entfallen 71,42 cbm umbauten Raumes bezw. Mk. 2238,— Baukosten.

Wenn man diese wirtschaftlichen Ergebnisse voll würdigt und außerdem die hygienische und städtebauliche Überlegenheit des Flachbaues, das heißt die Anlage von Gartenstädten, richtig einschätzt, so wird die Frage Großhaus oder Kleinhaus dahin zu beantworten sein, daß auch für Deutschland die Flachbauweise, wenn möglich sogar das Einfamilienhaus, wie es ja auch von alters her in Nord- und Westdeutschland üblich war, die gegebene Form der künftigen Wohnung sein muß. Ähnlich wie in England und Amerika werden wir bestrebt sein müssen, zur Erhaltung unserer Volksgesundheit möglichst die gesamte Bevölkerung in gesunden Flachbauwohnungen unterzubringen. Vor allen Dingen wird zu fordern sein, daß alle diejenigen Wohnungsbauten, die mit öffentlichen Zuschüssen errichtet werden, in der besten Wohnform, das heißt im Flachbau mit Gärten (Gartenstädte) errichtet werden. Alle Gelder, die aus der Hauszinssteuer, den öffentlichen Sparkassen, staatlichen und privaten Versicherungsanstalten in Form von Zwischenkrediten oder Hypotheken für den Wohnungsbau hergegeben werden, sollten ausschließlich nur für solche Bauten Verwendung finden, die den höchsten Ansprüchen an Wirtschaftlichkeit und Volksgesundheit genügen; das heißt alle die vorgenannten Ersparnisse unserer Volkswirtschaft sollten lediglich für den Flachbau hergegeben werden, falls man nicht noch einen Schritt weitergehen will und grundsätzlich durch das im Entwurf bereits vorliegende preußische Städtebaugesetz und ähnliche Gesetze der übrigen Länder die Errichtung von Mietskasernen für Wohnzwecke überhaupt verbieten und den künftigen Wohnungsbau in höchstens zweigeschossiger Bauweise zulassen würde.

Das gleiche Thema: „Großhaus oder Kleinhaus — eine Wirtschaftsprüfung“ behandelnd von anderen Gesichtspunkten ausgehend Ober-Ing. Dipl.-Ing. Erich Graf-Dresden. Das Problem Großhaus oder Kleinhaus — so führte Graf aus — bildet den eigentlichen Inhalt der Wohnungsfrage überhaupt. Diese trat erst in Erscheinung, als das Großhaus in der jetzigen Form der Mietskasernen das bodenständige Kleinhaus verdrängte. Gerade in der jetzigen Zeit hat die Allgemeinheit, die ja den größten Teil der Baumittel in der Form von Mietzinssteuer aufbringt, ein Recht der Mitbestimmung, was mit diesen Geldern gebaut werden soll. Mit elementarer Wucht richtet sich das Streben der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung auf den Besitz eines Eigenheimes, wenn auch mancher noch gar nicht zu wagen glaubt, daß er das Recht hätte, auf eigener Scholle ein Eigenheim zu besitzen. Der Wille des Volkes ist entscheidend. In jeder Beziehung bildet das Kleinhaus die ideale Wohnform, und wenn es noch nicht zur herrschenden Wohnweise geworden ist, so beweist dies nur, daß wir mit unserer Wohnkultur noch hinter anderen Völkern zurück sind, deren Überlegenheit in mancher Beziehung auf der besseren Wohnweise beruht.

Einwandfreie Berechnungen über die Kosten des Kleinhauses und Großhauses sind bei der Verschiedenheit der mitsprechenden Faktoren überhaupt nicht aufzustellen. Es wäre aber überhaupt nicht von ausschlaggebender Bedeutung, wenn das Kleinhaus und vor allem das Eigenheim in den Erstellungskosten teurer käme als das Großhaus, da dies nur allgemein gültigen Gesetzen entspräche, daß alles Gute teurer ist als das Schlechte. Die Kosten des Kleinhauses können

jedoch denen des Großhauses zum mindesten gleichgestellt werden, wenn die günstigsten Massen- und Raumpositionen in Lageplan, Grundstücksbildung und Baukörper getroffen werden. Die konstruktiven Teile des Hauses, die die Baukosten ausmachen, stehen in bestimmten Beziehungen zu der zu erzielenden Wohnfläche. Es läßt sich auf Grund gesetzmäßig verlaufender Bedingungen für jeden Grundrissform die günstigste Grundrissform hinsichtlich Breite und Länge ermitteln.

Die Wirtschaftlichkeit des Grundrisses strahlt auf dem räumlichen Aufbau aus und setzt uns durch die Erkenntnis des günstigen Verhältnisses in den Stand, die Wirtschaftlichkeit des Kleinhauses so zu gestalten, daß es dem Großhaus gegenüber in jeder Beziehung wettbewerbsfähig ist. Die Wirtschaftlichkeit kann, ohne die gleitenden Baupreise in Rechnung zu setzen, durch Gegenüberstellung der Baumassen, erkannt werden. Die Gerechtigkeit jeden Vergleiches verlangt, daß nicht nur gleiche Wohnflächen gewonnen werden, sondern diese auch hinsichtlich ihrer Nutzbarkeit gleichzustellen sind. Alle Maßnahmen, die zu einer Preisenkung des Kleinhauses und namentlich des Eigenheimes führen sollen unter ganzem oder teilweisem Verzicht auf Keller und Dach, sind abzulehnen, da gerade in dem Vorhandensein von reichlichen Nebenräumen der Vorzug des Kleinhauses erblickt wird. Dagegen sind alle Bauerleichterungen konstruktiver Natur, die für das Kleinhaus zugelassen sind, zwecks Verbilligung nutzbar zu machen.

Die Preisbildung des Bodens gibt in jedem Falle den Ausschlag, denn es muß bei Aufstellung einer Vergleichsrechnung gefordert werden, daß jedem Bewohner des Großhauses dieselbe Freifläche zugute kommt, wie dem Bewohner des Kleinhauses. Bei Befolgung dieser Forderung fallen alle Berechnungen, die eine Kostenverbilligung beim Großhause erblicken, in sich zusammen. Es muß abgelehnt werden, den hohen Grundstückspreis als Argument für die Notwendigkeit des Großhausbaues anzuführen, da ja der Bewohner des Miethauses letzten Endes nicht in den Genuß der angeblichen billigeren Baukosten des Großhauses kommt, sondern diesen vielmehr in die Tasche der jetzigen oder früheren Grundstücksbesitzer als unbedingten Gewinn fließen läßt. In den Zeiten der heutigen Kapitalknappheit ist es von Wichtigkeit, daß den Herstellern von Kleinwohnungen die Mittel der Allgemeinheit zugesprochen werden, da nur der Wunsch nach Besitz eines Eigenheimes das knappe Kapital und die Ersparnisse aus den Taschen des Mittelstandes und Arbeiterstandes zu Bauzwecken herauszulocken vermag. Damit wird ein großer Teil der Sorge der Allgemeinheit abgenommen, da ja für den Bau von Großhäusern weder der Anreiz zur Geldhergabe vorhanden ist, noch die Kapitalien überhaupt flüssig zu machen sind.

Sowohl die Darlegungen Lübbert's wie Graf's waren durch umfassendes Bildmaterial unterstützt, das zeigte, mit welcher tiefer Gründlichkeit hier die Untersuchungen beider Fachleute durchgeführt worden sind.

Eine wirklich glückliche Ergänzung zu den Vorträgen der beiden genannten technischen Sachverständigen bot — wie bereits dargelegt — der Vortrag „Großhaus oder Kleinhaus vom Standpunkt des Hygienikers“ des Dr. med. Neubert-Dresden, dem als Mitglied des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden ganz besonders wichtige Sachunterlagen zur Verfügung standen. Die Untersuchungen Dr. Neubert's gipfelten in folgenden Darlegungen:

Will man vom gesundheitlichen Standpunkt aus die Frage nach Groß- und Kleinhaus untersuchen, so muß man von den Lebensbedürfnissen des gesunden Menschen ausgehen. So selbstverständlich dies eigentlich ist, so selten wird es getan. Man führt meist Krankheitsstatistiken und dergleichen ins Feld, deren Beweiskraft aber, wie die statistischen Darstellungen aller sehr verwickelten Verhältnisse, nicht besonders groß ist. Der Mensch bedarf zur dauernden Gesundheit der Zuführung einer ganzen Anzahl von Lebensreizen, die zum Teil in der Nahrung gegeben sind, zum Teil in seiner Tätigkeit, zum Teil durch das Klima. Ohne diese Reize ver kümmert er. Seitdem die Heilkunde dies eingesehen hat, legt sie Gewicht auf die Zuführung dieser Reize in der Nahrung (Ergänzungstoffe), in der Tätigkeit (Leibesübungen), durch Zugänglichmachen der atmosphärischen Reize für den Körper (Licht-, Luft-, Wasserbad). Es ist nachgewiesen worden, daß sich hierdurch sogar die Immunität des Körpers gegen ansteckende Krankheiten bedeutend steigern läßt. Der geschlossene Raum verhindert den Menschen an ausgiebigen Körperbewegungen, zieht ihm aber vor allen Dingen die klimatischen Reize. Dies ist unsere Absicht, wenn wir einen geschlossenen Raum auffuchen. Wir wollen von den Störungen des Klimas frei werden, um ungeführt die vorzunehmenden Arbeiten verrichten zu können. Wir haben uns das künstliche Klima des geschlossenen Raumes geschaffen, damit wir in die rauheren Klimate des Nordens vordringen können. Der geschlossene Raum darf aber nicht unser Daueraufenthalt werden, wenn unsere Gesundheit nicht schwersten Schaden erleiden soll. Vor allen Dingen auch deshalb, weil wir durch unseren Aufenthalt im Raum die klimatischen Bedingungen des Raumes verschlechtern. Wir verbrauchen Sauerstoff und geben Kohlenäure ab, wir erwärmen den Raum und reichern ihn mit Wasserdampf an, erzeugen dadurch ein Treibhausklima, das sehr leicht zu Wärme stauungen, immer aber zur Verweilung der Haut, diesem wichtigsten Organe zur Krankheitsabwehr, führt. Auch durch die für die Wohnlichmachung des Raumes so außerordentlich wichtige künstliche Lichtquelle verschlechtern wir die klimatischen Bedingungen des geschlossenen Raumes. Es drängt sich uns deshalb die Notwendigkeit eines Ausgleiches auf. Wir dürfen nicht allein in der „Wohnung“ wohnen, wir brauchen dazu einen sogenannten Ergänzungs wohnraum, das heißt Freiflächen; für Kinder Spielplätze, für Erwachsene Garten oder Sportplätze. Der Landwirt, Förster, Fischer, Seemann wohnt seit Urzeiten in dieser Weise und bleibt dabei gesund, selbst wenn die einzelnen Wohnungen nicht besonders gut beschaffen sind. Das Wohnen ist erst dann vollkommen, wenn wir durch den geschlossenen Raum einerseits frei sind von den störenden Wirkungen der Natur, wenn wir aber durch leicht zugängliche Ergänzungswohnräume andererseits in Verbindung bleiben mit den lebensreichen Einflüssen, mit den für unsere Gesundheit unbedingt nötigen Lebensreizen. Diese Anforderungen, die wir vom gesundheitlichen Standpunkt aus unbedingt an das Wohnen stellen müssen, sind für den Städter in leichter Weise nur vom Flachbau, vom Kleinhaus zu erfüllen. Beim Großhaus wären sie nur unter Verschwendung von Geld und technischen Mitteln (Fahrstuhl, Schnellbahnen, Verzicht auf Reihenaufbau, überbaute Straßen und dergleichen) möglich, deren Ausgabe sich nur unter ganz besonderen Verhältnissen rechtfertigen würde. Denn eine noch so geräumige, helle Wohnung im Stockwerkshaus ist noch nicht vollkommen, ist immer noch gesundheitswidrig, solange sie nicht „ergänzt“ ist durch

Garten, Spielwiese, Turnplatz und solange nicht die Ergänzung in der Praxis (Arbeiterfrau im 4. Stock!) auch wirklich benutzt werden kann. Im allgemeinen wird man demnach sagen müssen, daß das Großhaus den wichtigsten, gesundheitlichen Anforderungen von vornherein nicht genügen kann, selbst wenn die Einzelwohnung hygienisch völlig einwandfrei ist, sondern daß nur das Kleinhaus als dauernde Wohnung für Menschen anzuerkennen ist.

Die Darlegungen der Redner fanden in einer zusammengefaßten Aussprache eine warme Unterstützung und Zustimmung aus der Versammlung heraus. Vor allem wertvoll waren die Darlegungen des Oberbaurats a. D. Professor Muesmann-Dresden, der ebenfalls auf diesem Gebiet schon vor Jahren wertvolle Untersuchungen angestellt hat. Der Vorsitzende konnte schließlich die Ansicht der Versammlung in folgender einstimmig angenommenen Entschließung zusammenfassen:

„Der Flachbau ist die Wohnform, die durchweg für den Wohnungsbau angestrebt werden muß. Abgesehen von den Vorteilen des Flachbaues für die Volksgesundheit, ist der Flachbau eine überaus wirtschaftliche Wohnform und unter allen Umständen wirtschaftlicher als das Massenmiethaus. In den zu erlassenden Baugesetzen (Städtebaugesetzen, Landesbauordnungen oder dergleichen) ist der Flachbau zur Grundlage der künftigen Wohnungs-Politik zu machen und das Vielfamilienhaus zu verhindern.“

Auf diese Weise gestaltete sich der erste Tag einer an sich rein technisch-wirtschaftlichen Unternehmung geltenden Veranstaltung zu einer außerordentlich eindrucksvollen Kundgebung zugunsten des Flachbaues und einer gesunden Wohnungs-Politik der Zukunft.

Der zweite Tag brachte 3 an sich getrennte Arbeitsgebiete, die aber wiederum zeigten, wie seitens des Deutschen Ausschusses für wirtschaftliches Bauen zielbewußt seine Aufgabe immer weiter gefaßt wird.

Als erster Redner sprach Regierungsbaurath Rudolf Stegemann-Dresden über das Thema „Typen- und Serienbau im Wohnungswesen“. Nach Feststellung des Bundes Deutscher Architekten auf seiner Bundestagung 1923 in Hannover war der Architekt in der Vorkriegszeit nur an 3% der erstellten Wohnungen beteiligt. Der Hauptteil des gesamten Wohnraumes erstand lediglich unter Führung des Bauhandwerkers und der Bau-Spekulanten als Massenmiethaus. Von einer Siedlung als Volksbewegung war nicht die Rede, woran auch die wenigen Ausnahmen von Werk-Siedlungen großer Industriekonzerne nichts ändern. Auf unseren Dörfern entwickelte sich der Bau sowohl nach dem Außenbild, wie nach dem Grundriß als ausgesprochener Typenbau aus den Lebensgewohnheiten des Volkes heraus. Hierdurch entstand die wundervolle Einheit des Stadt- und Dorf-Bildes, die wir heute mit allen Mitteln durch Heimatschutzgesetzgebungen zu schützen suchen. Aber auch das Miethaus der Großstadt weiß, wie eingehende Untersuchungen an der Hand interessanter Bildmaterials zeigen, sowohl in der Ansicht, wie in der Grundrißlösung eine ausgesprochene Typifizierung auf. Ganze Straßenzüge, die in verschiedenen Vierteln liegen und zu verschiedenen Zeitabschnitten entstanden sind, bringen immer wieder daselbe Bild des Grundrißes. Auch hieran war der Architekt so gut wie nicht beteiligt. Diese Entwicklung zum Typ ist zwangsläufig entstanden aus der Tatsache heraus, daß 84% der deutschen Bevölkerung in Kleinwohnungen wohnen und auf Grund ihrer Lebensgewohnheiten und wirtschaftlichen Lage ungefähr dieselben Bedürfnisse aufweisen.

Dieser Typ konnte aber nicht entstehen als Arbeit eines Einzelnen, sondern als zunächst unbewußter Niederschlag über Jahrzehnte hinausreichender Erfahrungen. Er ist der zu Stein gewordene Wille der Masse, der Niederschlag ihrer Lebensgewohnheiten. Die Typisierung stellt deshalb auch nicht das Aufdrängen einer bestimmten Wohnung für den Bewohner dar, und das um so weniger, als der Typ im Gegensatz zur Norm etwas Bewegliches ist und sich den örtlichen Verhältnissen anpaßt. Der Typ bringt den Vorteil, daß bei seiner Verwendung die unwirtschaftliche Wiederholung immer wieder neuer Entwurfsarbeiten, ohne die Möglichkeit wirklich Neues zu schaffen, wegfällt und durch das Beste langjähriger Erfahrungen ersetzt wird, wobei es noch möglich ist, die Kosten für den Entwurf wesentlich herabzusetzen. Es ist der im freien Beruf und in den Wohnungsfürsorgegesellschaften vereinten Architektenschaft zu danken, daß sie auf Grund der wohnungsreformerischen Gedankengänge der Nachkriegszeit den Typ unserer Zeit herausgearbeitet hat, der aber jetzt als feststehend angesehen werden kann.

Dieser Typ gibt nun dem Bauherrn die Möglichkeit, sich schon vor Baubeginn an der Hand der umfassenden Unterlagen unter den 5 bis 6 Grund-Typen seines Landes den besten und für sich geeignetsten herauszufinden und gleichzeitig an der Hand der vorhandenen Kostenanschläge festzustellen, welche Wohnungsgröße er wirtschaftlich überhaupt tragen kann. Der Bau kann dann ohne Zögern begonnen werden, da Einzelzeichnungen, Massenberechnungen und Kostenanschläge fertig vorliegen. Irgendwelche künstlerischen Bedenken sind hiergegen nicht zu erheben, da — wie auch der Oberbaudirektor von Hamburg, Dr. h. c. Schumacher, darlegt — es beim heutigen Wohnungsbau nicht auf das Einzelhaus, sondern auf die städtebaulich und künstlerisch einwandfreie Zusammenstellung von Typen ankommt. Bei den Landestypen, die an sich schon in ihrer Form sich dem Ortsbild anpassen, besteht noch außerdem die Möglichkeit, durch Verwendung bodenständigen Materials diesen Eindruck zu erhöhen.

Die Typisierung gibt aber dann noch die Grundlage für eine vollständige Umgestaltung des Baubetriebes. Man wird bei dem Bau des Hauses, das als Massenware anzusehen ist, den Bauvorgang in Materialbeschaffung und Montage trennen. Die einzelnen genormten Bauteile können auf Lager gehalten werden und werden dann auf Grund von erfahrungsgemäß festgestellten Arbeitsleistungszahlen in kürzester Zeit aufgebaut. Wohnungsfürsorgegesellschaften und Handwerk haben hier die Möglichkeit, im engen Zusammengehen den Wohnungsbau gewissermaßen zu industrialisieren und auf eine völlig neue wirtschaftlichere Grundlage zu stellen. Zugleich ist durch die Vereinfachung von Typen die Gewähr gegeben, daß architektonische Fehlgriffe, wie wir sie in der Zeit des Bau-Spekulantentums in allen Städten sahen, vermieden werden. Vor allem an den Typen-Entwürfen des „Sächsischen Heims“, die auf Grund der bei dem Bau von etwa 3000 Wohnungen gesammelten Erfahrungen aufbauen, legte der Vortragende schließlich dar, in welcher Weise die Durchführung sich in der Praxis ergeben würde.

Umfaßten die Darlegungen Stegemann's ein Gebiet der Bauwirtschaft, das schließlich in seiner Weiterentwicklung zu einer Industrialisierung des Wohnraumbaus im Sinne der Ideen von Gropius, Lüddecke und anderen führen muß, so brachte der Vortrag des Privatdozenten Dr.-Ing. E. Bramesfeld, von der Technischen Hochschule Darmstadt, „Arbeitspsychologie und Bauwirtschaft“

wertvolle Anregungen nach der technischen Seite des Bauvorganges selbst, die leider bisher gerade in den an der Ausführung beteiligten Kreisen noch lange nicht genug Beachtung gefunden haben. Es erscheint wertvoll, daß der Deutsche Ausschuß für wirtschaftliches Bauen in der letzten Zeit, so auch in seinen Sitzungen 1924 in Bamberg und 1925 in Darmstadt, die Arbeiten von Schulte und Bramesfeld sowie anderen immer wieder vor die Öffentlichkeit gebracht und auf ihre großen wirtschaftlichen Auswirkungen hingewiesen hat.

Das Höchstmaß der Wirtschaftlichkeit der produktiven Arbeit — so führte Bramesfeld aus — ist nur dann erzielbar, wenn die Arbeitsleistung unter weitestgehend günstigen Bedingungen stattfindet. Diese bestimmen sich zunächst aus technischen und methodischen Rücksichten, mit mehr oder minder großem Spielraum zur Umgestaltung, weiter und mit oft größerem Ausmaß der Möglichkeiten zum Anders- und Bessermachen aus der Arbeitsorganisation. In dem Augenblick, der den Einbezug des „arbeitenden Menschen“ (zum Unterschied von zunächst nur „Dingen“ und „dinglichen Vorgängen“) in die Arbeitsorganisation bringt, müssen wir Arbeitspsychologie treiben. Unwesentlich ist dabei, welcher spezieller Art die gerade betrachtete Arbeit ist, ob Handwerk, angelernte Tätigkeit oder reine Hilfsarbeit, ob sie in der Industrie, im Verkehrswesen oder im Rahmen der Bauwirtschaft stattfindet.

Praktische Arbeitspsychologie oder Psychotechnik soll also prüfen und begutachten, ob die Arbeitsleistung vom Standpunkt des arbeitenden körperlichen und seelischen Organismus „Mensch“ aus unter den günstigsten erreichbaren Bedingungen stattfindet, bzw. was zu tun ist, um dieses Ziel zu erreichen.

Die Untersuchung erfolgt von zwei verschiedenen Punkten aus auf Wegen, die zum gleichen gezielten Zweck führen: einmal durch die psychologisch und psychophysisch richtige Art der Arbeitsgestaltung, die Arbeitspsychotechnik im engeren Sinne; zweitens durch die Auslese der für geforderte Arbeitsverrichtung bestgeeigneten Kräfte und durch Einstellung aller benötigten Menschen auf den im Rahmen der Arbeit für sie günstigsten Platz, die sogenannte Eignungspsychotechnik.

Im einzelnen geht die Arbeitspsychotechnik darauf aus, den Arbeitsvorgang, den der „Mensch“ vollziehen soll, reibungsfrei und so zu gestalten, daß die Leistung gehoben, die resultierende Ermüdung vermindert wird. Damit sinkt von selbst auch die subjektive Gefährlichkeit der Arbeit; die Arbeitspsychotechnik dient also der Unfallverhütung. Der Weg führt über psychotechnisch richtige Gestaltung des Arbeitsgerätes, der Vorrichtungen und Maschinen, der Arbeitshaltung und -Bewegung und der Arbeitszeiteinteilung und umschließt interessante Probleme, wie das der Gruppen- und Massenarbeit und das ganz und gar praktische der richtigen Arbeitsanleitung.

Die Eignungspsychotechnik fragt nach den Forderungen der jeweiligen Arbeitsvorgänge bezüglich Gesundheitszustand, Körperkraft, Sinneszuverlässigkeit, Geschick der Hände, Reaktionsverhalten, Aufmerksamkeitsfähigkeit, Intelligenz usw. und untersucht den Menschen auf vielerlei Weise bezüglich seiner Fähigkeit, diesen Anforderungen zu genügen.

Der Baubetrieb bietet ein weites Feld zur Verwissenschaftlichung der Arbeit durch arbeitspsychologische Betrachtung, ganz besonders deshalb, weil gerade im Baubetrieb noch sehr zähe an herkömmlichen, durchaus nicht immer „besten“ Arbeitsmethoden festgehalten

wird. Die Schwierigkeit liegt in der großen Vielseitigkeit des Baubetriebes. Nur durch Zusammenwirken kann hier Fortschritt erzielt werden. Zunächst ist jeder Führer im Baubetrieb, stehe er an welcher Stelle er will, berufen, sich mit dem Gedanken einer psychotechnischen Betrachtungsweise der Arbeit, die er leitet, vertraut zu machen. Die Erweiterung der bisherigen Forschungsergebnisse der Baubetriebs-Psychotechnik und ihre systematische Zusammenfassung bietet dann keine grundsätzlichen Schwierigkeiten.

Als letzter Redner sprach der Direktor der Oberschlesischen Heimstätte, Regierungsbaumeister Riemeyer-Doppeln über: „Regional- und Flächenaufteilungspläne“. Der Vortragende ging einleitend auf die Ursachen der Städtebildung ein und betonte, daß abgesehen von den Hafenstädten der zumeist als erste Ursache für die Entwicklung der Stadt angesehene Verkehr im Gegenteil dezentralisierende Tendenz mit sich gebracht habe. Die großen Städte seien zum größten Teil vor allem durch falsche Verkehrs-Politik künstlich gebildet worden und vermöchten heute nicht mehr der Aufgabe, bei geringstem Kraftaufwand das höchste Maß von Leistungen zu erreichen, gerecht zu werden. Je größer die Stadt, desto teurer wird darin produziert und desto mehr Zeit und Kraft wird durch den Weg zur Arbeitsstätte vergeudet. Die Entwicklung der Riesenstädte richtet sich deshalb von selbst. Man braucht nur an die Riesenjungen zu denken, die Berlin für Straßendurchbrüche jetzt aufwenden muß, um einigermaßen erträgliche Verkehrsverhältnisse zu schaffen. Die zur Behebung der in New-York unerträglich gewordenen Verkehrsnot erforderlichen Mittel werden auf ½ Billionen Dollar geschätzt. Jetzt steht es in New-York so, daß alle Wagen mehr Zeit auf das Warten als auf den eigentlichen Weg verwenden müssen. Die sogenannte Riesenstadt ist aber durchaus kein notwendiges Übel. Der Abbau der Riesenstädte ist heute zwar nicht mehr möglich, aber es ist unbedingt notwendig, die bisherige Entwicklung aufzuhalten und in andere Bahnen zu lenken. Die Großstadt muß künftig zur Haupt neuer Trabantenstädte werden, an Stelle der bisherigen engangegliederten Vorstädte. Für die Trabantenstädte ist eine Höchstzahl von etwa 50 000 Einwohnern mit eigener dezentralisierter Industrie anzustreben. Gerade durch Gruppenfiedlungen von Fabriken und Arbeitern an den Flüssen, Schienensträngen usw. kann auch viel leichter dem Saisonarbeitermangel in der Landwirtschaft abgeholfen werden.

Durch diese Trabantenstädte wird vor allem im Gegensatz zu den Vororten vermieden, daß deren Bewohner täglich ins Zentrum strömen; sie bilden also gewissermaßen selbständige Organismen mit eigener Industrie. In England und selbst bei Paris sind derartige Trabantenstädte bereits im Entstehen.

Daß derartige Gedankengänge auf der breitesten Grundlage von Landesbebauungsplänen, die eine dezentralisierte Industrie an den Hauptverkehrswegen und die Arbeiter in nahegelegenen Gartenstädten ansiedeln wollen, keine Utopie sind, beweisen die großzügigen Pläne aus dem Ruhrkohlengebiet und aus Oberschlesien. Eine Reihe Lichtbilder aus England und Deutschland unterstützten hierbei beweiskräftig die Darlegungen des Vortragenden.

Zum Schluß betonte der Redner noch die staatspolitische Seite dieser Frage. Immer mehr macht es sich nötig, den Gegensatz zwischen Stadt und Land verschwinden zu lassen. Vor allem ist es aber notwendig, für den Osten feste Stützpunkte des Deutschtums zu schaffen, da sonst der Osten bei einem neuen Ansturm für Deutschland verloren gehen muß.

An alle Vorträge schloß sich aus der Versammlung heraus eine kurze Aussprache an, die noch eine Unterstreichung der von den Rednern vorgetragenen Gedankengänge brachte.

Im Zusammenhang mit diesen Vorträgen fand auf Einladung des Rates der Hauptstadt Dresden ein Empfang im Festsaal des Rathauses statt, der in den beiden Sprachen des Bürgermeisters Dr. Külz-Dresden und des Vorsitzenden des Deutschen Ausschusses für wirtschaftliches Bauen, Regierungsbaurat Stegemann-Dresden, eine Kundgebung von programmatischer Bedeutung brachte. Nach herzlichen Begrüßungsworten des Bürgermeisters Dr. Külz für den Ausschuß, der seine Geburts- und Heimstätte in Dresden gefunden hat, legte Bürgermeister Dr. Külz dar, daß die deutschen Städte den Deutschen Ausschuß für wirtschaftliches Bauen an einer Arbeit fähig, die in vielfacher Beziehung die stärkste Rückwirkung für ihre eigene Arbeit auszulösen vermag, da die Städte ja auf dem Gebiete des Bauwesens jetzt eine ganz andere Rolle spielen als früher, nachdem sie die größten Finanzierungs-Institute für den Wohnungsbau und bauwirtschaftliche Groß-Unternehmungen geworden sind. Zu den sachlichen Berührungspunkten kommen die persönlichen insofern, als die wesentlichen Träger der Arbeiten des Ausschusses Fachleute aus dem Bereiche der Regierungen, der Städte und der Wohnungsfürsorgegesellschaften sind; eine Tatsache, aus der sich auch ethische Berührungspunkte hinsichtlich der Art ergeben, wie die im Ausschuß vereinigten Fachleute ihre Arbeit ohne materielle Absichten und Vorteile im Interesse des Allgemeinwohls leisten. Die Arbeiten des Deutschen Ausschusses für wirtschaftliches Bauen haben sich in den Jahren seines Bestehens rasch aus kleinen Anfängen zu bedeutendem Umfange entfaltet, und noch vollzieht sich eine immer weitere Verbreiterung des Arbeitsgebietes. Die ideelle und finanzielle Unterstützung der Reichsregierung und der Länder, sowie die Mitwirkung der Städte und aller großen Fach-Organisationen beweist am besten die Werbekraft der Idee des Ausschusses. Je stärker die wirtschaftlichen Rückschläge waren und je fühlbarer die wirtschaftlichen Erschwerungen sind, unter denen wir noch lange leiden werden, um so zwingender ist das Gebot, Technik und Ingenieurwissenschaften auf die höchste Höhe neuzeitlicher Erkenntnis zu bringen. Der Deutsche Ausschuß für wirtschaftliches Bauen hat für das Gebiet der Bauwirtschaft dieses Gebot erkannt und müht sich um seine Erfüllung. Gerade hierin liegt aber die hohe Bedeutung der Arbeit als Teil des nationalwirtschaftlichen Vorwärtstrebens. Das Festhalten am Althergebrachten ist gewiß etwas Schönes, aber die Fragen der Arbeitsleistung, der Arbeitsvorgänge und Arbeitsmethoden, die Fragen der Materialverwendung und sonstigen Gedankengänge der Spezialtechnik sind gerade auch in der Bauwirtschaft nicht nach ewig gültigen Dogmen zu behandeln, sondern bleiben technische, wirtschaftliche, soziale, zum Teil auch psychologische Probleme, an deren Lösung dauernd nach dem Entwicklungsstand und den Entwicklungsbedürfnissen der Zeit gearbeitet werden muß. Das Verdienstvolle der Arbeit des Deutschen Ausschusses für wirtschaftliches Bauen liegt darin, daß er eine Zentralfstelle für zielbewußte Forscher-Arbeit, für technisch-wissenschaftlichen und wirtschaftlich-praktischen Fortschritt des wirtschaftlichen Bauens geworden ist. Je breiter die Grundlage wird, auf der der Ausschuß arbeitet, je stärker die Teilnahme derer, denen diese Arbeit zugute kommt, um so größer wird der Vorteil sein, der aus der Arbeit hervorgeht.

In seiner Antwort wies nach herzlichen Worten des Dankes an den Rat und die Stadtverordneten zu

Dresden, Regierungsbaurat Stegemann-Dresden darauf hin, daß die Tagung über den engeren Rahmen der Fachwelt hinaus die Bedeutung eines Bekenntnisses des deutschen Bautechnikers hat, im Wettstreit mit den übrigen technischen Wissenschaften Bauweisen und Bautechnik weiter zu entwickeln. Die katastrophalen Verhältnisse im Bauwesen der Nachkriegszeit, der Mangel an Baustoffen sowie die ständige Preissteigerung haben es mit sich gebracht, daß in viel rascherem Fluß als in der Vorkriegszeit neue Probleme aufgerollt wurden, die berufen sind, gewisse Wandlungen in der deutschen Bautechnik hervorzurufen. Aus dem Baustoffmangel heraus wuchs zunächst der Versuch, kohle- und materialsparende Bauweisen zu finden. Erst als Ersatz gedacht, zeigte sich bald, daß das Grundsätzliche dieser Untersuchungen bleibenden Wert hatte. Es ergab sich die Möglichkeit, beim Kleinhausbau das Material wesentlich besser auszunützen. Die Verwendung von Schlacke sowohl im Schlackenplattenhohlbau, wie vor allem im Guß- und Schüttverfahren ergaben neue Perspektiven, die in künftigen besseren Zeiten geradezu umwälzend wirken können. Als früher nicht beachtetes Gebiet zeigte sich als Erfolg dieser Arbeiten die Untersuchungen über Wärmewirtschaft, während die Erfahrungen in Sparbauweisen den Gedanken für einen rationelleren Baubetrieb im ganzen erweckten. Man erkannte, daß nicht nur der Herstellungsprozeß der einzelnen Bausteine und Bauteile im Sinne Forderscher Gedankengänge wesentlich rationeller erfolgen könnte, sondern daß auch der Arbeitsvorgang selbst auf der Baustelle der Überprüfung bedürfte. Arbeitspsychologische und betriebswirtschaftliche Untersuchungen waren das Ergebnis dieser Erwägungen. Und so fügte sich aus kleinen Anfängen, beginnend bei der Erforschung der Lehmbautechnik, Glied zu Glied, ein unendlich großes Arbeitsgebiet erschöpfend, zu dessen Lösung namhafte Fachleute aus ganz Deutschland sich zusammengefunden haben.

Im Anschluß an diesen Empfang fand noch auf Einladung des Präsidiums der Jahreschau Deutscher Arbeit im großen Ausstellungspalast ein Festessen für sämtliche Teilnehmer statt, zu dem an der Spitze der Vertreter der Reichs- und Länderregierungen der sächsische Volksbildungsminister Dr. Kaiser erschienen war. In der Begrüßungsansprache des Präsidenten der Ausstellung, Dr. Krüger, wies dieser darauf hin, welch bedeutsamen Einfluß der Deutsche Ausschuß für wirtschaftliches Bauen auf die Entwicklung der Dresdner Ausstellung: „Wohnung und Siedlung“ gehabt hat und welch wertvolle Mitarbeit durch ihn beim Aufbau der Ausstellung geleistet worden ist.

Der Deutsche Ausschuß für wirtschaftliches Bauen und der mit ihm in Arbeitsgemeinschaft stehende Technische Ausschuß des Reichsverbandes der Wohnungsfürsorgegesellschaften kann mit dem Ergebnis seiner Tagung zufrieden sein. Die Mitwirkung der Reichs- und Länderregierungen, die Anwesenheit namhafter Vertreter Deutscher Städte und nicht zuletzt die Mitarbeit fast aller großen deutschen am Wohnungsbau und der Wohnungswirtschaft irgendwie beteiligten Fachverbände, stempelten die Tagung zu einer Kundgebung breiterer technischer Fachkreise unter Ausnützung aller technischen Neuerungen und wirtschaftlichen Erkenntnisse, den deutschen Wohnungsbau und die Bautechnik selbst weiter zu entwickeln. Die ganze Tagung aber zeigt zugleich, welches lebhaftere Interesse die Allgemeinheit an der Lösung dieser Fragen und welche Bedeutung die Arbeit des Ausschusses in den letzten Jahren im Rahmen unserer Bauwirtschaft gewonnen hat. Unterstrichen wird in interessanter Weise diese Erkenntnis auf der anschließend in Freiburg in Baden stattgefundenen Tagung der Technischen Oberbeamten Deutscher Städte. Auch durch diese ganze Tagung zog sich der Gedanke der Wirtschaftlichkeit, wie ihn der Deutsche Ausschuß für wirtschaftliches Bauen seit Jahren immer und immer wieder in öffentlichen Tagungen und in seinen Veröffentlichungen vertreten hat. Vor allem die zusammenfassenden Darlegungen des Verbandsdirektors des Ruhrkohlengebiets, Dr. Schmidt-Essen, und die Ausführungen fast sämtlicher Vortragender, in erster Linie des Stadtrats Dr.-Ing. Wagner-Speyer-Nürnberg, Baudirektor Dr.-Ing. Rank-Hamburg und anderer, brachten Gesichtspunkte und Grundsätze, die bereits auf den Tagungen des Deutschen Ausschusses 1922 in Berlin und 1923 in München weitestgehend als erste Voraussetzungen für eine gesunde Entwicklung unserer Bauwirtschaft festgelegt worden waren. Wiederum ein Beweis, in wie erfreulicher Weise die vom Deutschen Ausschuß für wirtschaftliches Bauen aufgestellten Ziele immer mehr zum Mittelpunkt des technischen und wirtschaftlichen Denkens breiterer Fachkreise geworden sind.

Berichtigung.

In Nr. 7 der Bauwirtschaftlichen Mitteilungen war versehentlich zu den Abb. 10—17 des Aufsatzes „Zur Psychotechnik der Bauarbeit und des Baubetriebes“ von Dr.-Ing. E. Bramesfeld die Angabe der Quellen unterblieben. Wir holen dies hiermit nach: Es stammten Abb. 10, 14, 16, 17 von Tramm u. Heß, Abb. 12 u. 13 von Tramm.

Die Schriftleitung.

Siedlungs-Wirtschaft

Mitteilungen der Siedler-Schule Worpsswede

Herausgeber: Leberecht Migge.

Jahrg. III.

Nr. 9

September 1925

Stadtlandkultur im neuen Städtebaugesetz.

Von Leberecht Migge, Worpsswede.

Mit diesem Entwurf — wenn er Gesetzeskraft erlangen sollte — tut der deutsche Städtebau einen entscheidenden Schritt voraus. Mit einigem Freimut kann man diese Arbeit als die juristische und verwaltungsorganisatorische Ummünzung meines idealen Städtebaugesanges: „Das grüne Manifest“ (bei Eugen Diederichs 1918) bezeichnen.

Das Neue ist: der Stadtplan wird künftig von der Wirtschaft her aufgerollt, und zwar siedlungstechnisch ordnungsgemäß in der Reihenfolge:

1. Bodenvirtschaft (Nutz- und Gesellschaftsgrün),
2. Werkwirtschaft (Industrie und Verkehr),
3. Wohnwirtschaft (Flachbau und Hochbau).

Noch mehr: Punkt 1 und 2 sind, als mehrende Körper vereint, dem zehrenden 3. voran- und gegenübergestellt.

Damit hätten wir zum ersten Male — wie bei Papuanern und Amerikanern längst bekannt — auch in Europa echte Siedlung, organischem Städtebau den Weg geebnet. Uns geht hier Punkt 1 besonders an. Mit ihm gibt eine überzüchtete Stadtwirtschaft dem unterdrückten Land sein Recht auf zeitgemäßes Dasein zurück. Das Stadtgebiet, der Kreis, die Provinz sollen mitarbeiten und mitbestimmen. Die Freifläche im weitesten Sinne tritt als neuer Faktor im Städtebau auf den Plan. Sie, nicht die überbaute Fläche soll künftig die Grundmarken der menschlichen Siedlung ziehen. Das ist kühn. Das kann der Auftakt zu einer neuen, einer landwärts gerichteten, städtischen Kultur sein: „Stadtlandkultur“.

Als technische Mittel hierfür bestimmt der Entwurf den neuen Flächenaufteilungsplan. Er ersetzt den überholten „Stadterweiterungsplan“ (unsere Städte wachsen nicht mehr; die lassen wachsen) und fordert vorweg: generelle und regionale Regelung aller Flächengebiete im organischen Zusammenhang mit Industrie und Verkehr.

Aber zum Land gehört vor allem Landverstand. Hier verjagt unser an der landlosen Stadt geschulte

Städtebauer notwendig. Das läßt schon der im Entwurf formulierte Begriff des Stadtlandes erkennen. Seine „Land- und Forstwirtschaft“ (Nutzgrünflächen) haben wohl mittelbar mit Stadtversorgung, nichts aber unmittelbar mit Städtebau zu tun. Die Landwirtschaft der Stadt heißt Gärtnerei. Diese Berufsgärtnerei aber fehlt im Entwurf vollkommen. Und ihre massenhaften Vorläufer, die landwirtschaftlichen Pacht- und bäuerlichen Kleinbetriebe im Weichbilde der Stadt, werden nicht einmal erwähnt. Auch die Pacht- oder Kleingärtnerei, die der Entwurf vom Nutzgrün trennt, dürfte, ungeachtet ihrer sozialen Herkunft, praktisch wohl auf lange Zeit noch — vielleicht für ihre Dauer — als ausgesprochenes Wirtschaftsgrün aufzufassen sein. Jedenfalls kann, wenn schon städtische Bodenvirtschaft getrieben werden soll, erst auf der Arbeit dieser drei großen Kategorien geborener und stadtgebundener Bodenbesteller, die heute in Deutschland rund 4 Millionen Einheiten, d. i. 20 Millionen Köpfe zählen, eine gesunde soziale Grünpolitik (für Sportanlagen, Parks und Friedhöfe) aufbauen. Wo keine Grünmehrung, da auch keine Grünzehrung. Unter diesen Gesichtspunkten wünschten wir Ordnung und Wertung etwa wie folgt:

Flächenaufteilungsplan:

Stadt- kultur	{	a) Nutzgrünflächen:	}	Bodenvirtschaft		
		1. Bäuerliche Kleinbetriebe				
		2. Berufsgärtnerei				
Land- kultur	{	b) Soziale Grünflächen:	}	Grüne wirtschaft		
		1. Spiel- und Sportplatz				
		2. Friedhöfe				
		3. Park- und Gartenanlagen				
		c) Werkflächen:			}	Grüne wirtschaft
		1. Verkehr				
2. Industrie						
		3. Bergbau				

Kleingärtner u. Siedler! Das Städtebaugesetz wird zur Wirklichkeit, wenn Ihr Euch dahinterstellt und daran mitdenkt.

Alle Restflächen werden dann, nach dem Entwurf, von der Wohnwirtschaft durch die gebräuchlichen Baustufen- und Baufuchtlinienpläne im einzelnen aufgestellt und festgelegt. Als Neuerung sind hierbei auch Fuchtlinien für Parks und Sportplätze (nicht aber Friedhöfe?) vorgesehen. Es fragt sich, ob solche nicht auch für gewisse Nutzgrünflächen wünschenswert sein werden.

Wird Stadtländkultur geplant, so muß sie auch verantwortet werden. Da drängt sich ohne weiteres eine Fülle von Fragen auf:

Wer bestimmt Größe und Reihenfolge der verschiedenen Freiflächengebiete? Antwort: ihre Lebenswichtigkeit! Gut. Aber wer beurteilt und entscheidet diese?

Mehr. Wer sichert die planmäßig vorgesehene Nutzung der verschiedenen Freiflächengebiete auf die Dauer? — Nichts anderes als dieses: ihr stadtgemäßer Betrieb. Gut, beim Sportplatz und Friedhof scheint er gesichert, beim öffentlichen Park heute schon zweifelhaft, aber beim Nutzgrün, vom Kleingarten bis zum Kleinbauern, vollkommen ungeklärt. Hier gibt es unumgängliche Voraussetzungen. Städtische

Bodenwirtschaft aller Art ist ohne bodenproduktive Abfall- und Wasserwirtschaft der Städte nicht zu machen. (Von Damaskus bis Stuttgart: sie war nie anders zu machen.) Auf diesem Gebiete sind unsere modernen Kommunen noch ganz unerfahren und kaum schon mit dem nötigen Verantwortungsbewußtsein versehen. Aber von solcher Intenstivierung des Stadtbodens, von solchen und ähnlichen sachlichen Voraussetzungen eines Freiflächenaufteilungsplanes ist im Entwurf keine Rede. Andererseits behüte uns und unsere Kommunen der Himmel vor einer neuen Invasion papierener Projekte „betreffend Stadtländkultur“. Die Archive sind noch übergelb von „Stadterweiterungen“.

Und dann noch eins: Wer ist der Verfertiger dieses neuen grundlegenden Stadtplanes? Der Architekt alten Schlags? Er kennt den „Boden“ nur gemeinhin als Trockenboden. Also bleibt hierfür der volkswirtschaftlich gerichtete Verkehrstechniker in Verbindung mit dem städtebaulich geschulten Bodenvirt oder Kulturingenieur. Diese letztere Disziplin, wie sie die Siedlerschule Worpsswede pflegt, ist aber noch sehr jung und, obgleich unendlich bedeutsam für unsere Zeitwirtschaft, in ihrer Förderung sträflich vernachlässigt. Es bleibt zu hoffen, daß unter den Aufgaben die Männer wachsen.

Trotz aller Außenstände: im Ganzen ist hier ein Werk von Format. Der Geist, der ihm Gevatter stand, weiß offenbar, daß die neuen weltwirtschaftlichen Zusammenhänge, auf denen der alte Städtebau mit Recht aufbaute, für uns — und auch für andere — unabänderlich neue Formen erhalten haben. Er fühlt, daß damit auch die soziale Struktur des Stadtlebens zwangsläufig eine andere werden muß. Und er ahnt, wie gewisse hygienische und ethische Grundeinstellungen, wie sie im alten Stadtgebiet immer heftiger Widerstand erfuhren, neuer Stadtgesinnung Platz zu machen haben.

Ein Wurf, dieser Entwurf. Wie gesagt, beinahe ein zweites grünes Manifest. Eine neue Stadtehtik ist auf dem Marsche.

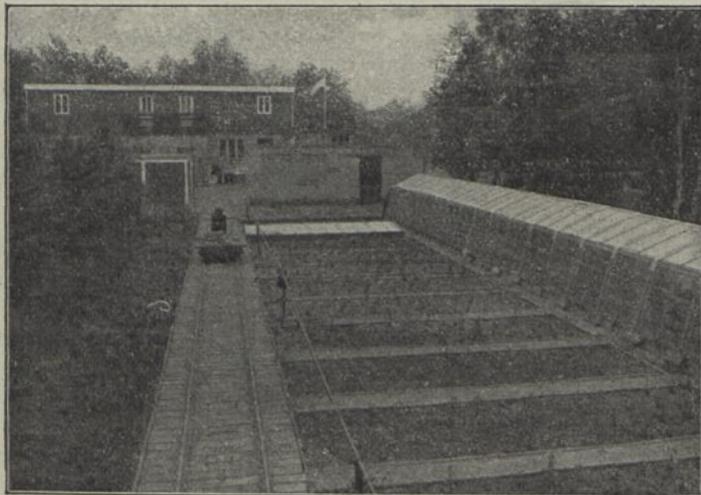


Abb. 73

Unsere Muster-Erwerbsiedlung auf der Ausstellung „Heim und Scholle“ Braunschweig (Bild vom Ullsteinverlag)

Jeder neue Abonnent hilft unsere Zeitschrift mit ihrem für den Leser so wertvollen Bildmaterial vervollkommen. Leider ist die Abonnentenzahl noch nicht so groß, um uns eine Ausstattung, wie wir sie wünschen, zu erlauben. So planen wir für die nächste Zeit die Wiedergabe einer neuen Folge von Lehrmitteltafeln. Trage jeder Leser durch Bekanntmachen in Freundeskreisen dazu bei, daß dies gelingt.

Gartenfürsorge

Bodentechnische Mitteilungen der Siedlerschule Worpsswede

Baukalender.

A. Die Sonnenlaube.

Eine Polemik von Herrn Rektor Förster, dem Vorsitzenden des Reichsverbandes der Kleingartenvereine Deutschlands, veranlaßt uns, unsere Sonnenlaube nochmals im Bild und Beschreibung vorzuführen, um (vielleicht durch Mißverständnisse verursachte) Unterbewertung zu verhüten.

Die Schriftleitung.

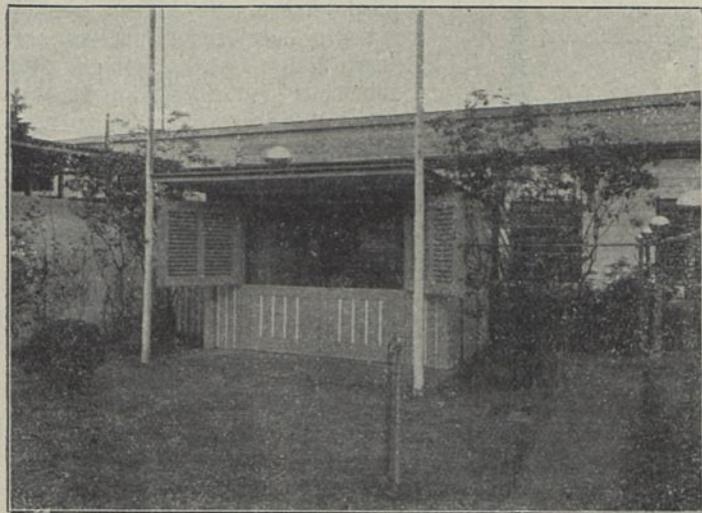


Abb. 74

Die Sonnenlaube auf der Ausstellung „Heim und Scholle“ Braunschweig (Bild vom Ullsteinverlag.)

außen ausbreiten kann. Die Sonnenlaube ist also gewissermaßen in die Breite auseinanderzuklappen. Ihren Namen hat sie daher, weil sie einen Trichter darstellt, aufs rationellste konstruiert, die Sonne aufzufangen oder Schutz zu bieten wie ein Strandkorb, der durch eine einfache Manipulation in ein Übernachtungshäuschen umzuwandeln wäre.

Die Tür ist 4flügelig und nimmt die volle Breite der nach dem Süden gestellten Vorderwand ein. Ihre 2 Glasfensterchen können durch Jalousien ausgewechselt werden, die je nach der Witterung als Windschutz oder als Windfang zur Kühlung dienen. Die Hinterwand ist genau auf das Mindestmaß einer Ruhestatt zugeschnitten, sodaß man also auch einmal in warmen Sommernächten hier übernachten kann. Eine zweite aufklappbare Lagerstatt ist darüber angebracht. Die erste dient am Tage als Sitzgelegenheit.

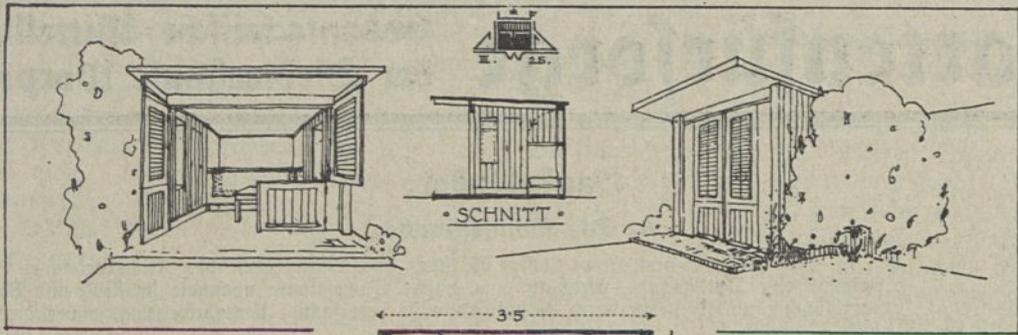
Eine gute Gartenlaube hat in erster Linie als Schutzhäuschen ihren Zweck zu erfüllen. Sie muß diebstahlsicher verschließbar sein. Man muß bei Regenwetter untertreten, man muß Frühstück und Kaffee auf einem sauberen Tisch, zu dem die Sitzgelegenheit nicht zu sehr beengt ist, einnehmen können. Dies erfüllt am besten eine allseitig abgeschlossene Wohnzelle, an die sich für Gartengeräte und Kompost weitere Räume anschließen müßten.

Unser heute gezeigter Typ will mit den geringsten Baumaterialmengen auskommen und dabei doch eine freundliche Form und höchste Nutzungsmöglichkeit bieten. Sie verengt sich nach hinten keilförmig, die Türen sind so zu öffnen, daß dadurch der Innenraum um ein Beträchtliches nach außen hin vergrößert wird. Für den vollkommen abgeschlossenen Schutz ist also der kleinstmögliche Raum da, während man sich bei Sonnenschein nach



Abb. 75.

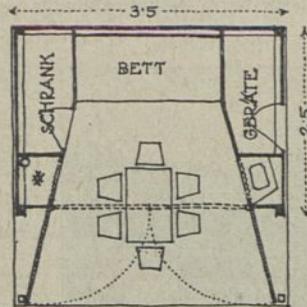
Ein Bild aus unserem Musterkleingarten auf der Ausstellung „Heim und Scholle“, entnommen der Zeitschrift „Die Baugilde“, zeigt den Zugangsweg, Spielplatz vor der Laube und die Spallierwand.



Das Dach ist ein einfaches Pultdach, das über den Vorplatz der Laube vorragt, so daß bei geöffneter Tür auch die erweiterte Laube nach oben abgeschlossen ist. Der Innenraum ist heizbar, einige einfache Vord Bretter dienen zur Aufnahme von Büchern und dem notdürftigsten Küchengerät, ein eingebauter Schrank dient zum Unterbringen von Mänteln und sonstigen Arbeitskleidungsstücken.

Der Vorplatz soll möglichst etwas erhöht mit Klinkern oder ähnlichem Material belegt werden.

Ist so die Wohnzelle aufs Kleinste zugeschnitten, so sind der Ausbreitung der Produktivräume je nach Gartengröße und Intensität seiner Bestellung keine Grenzen gesetzt. Durch Einbau eines abschließbaren Geräteraumes in die Laube können diese Räume normalerweise in offener, also billiger Bauweise aus-



M=1:100

Abb. 76.

geführt werden. Es schließt zunächst am besten das Trockenlosett an, ein kleiner Raum für Torfmüll, für Handwagen und schließlich für den Kompost, Mistbeetsfenster, Rohrmatten usw.

Besonders gut wirkt die Laube, wenn sie einheitlich in ganzen Kolonien auftritt. Der Preis stellt sich einwandig auf ca. 150—200 M., doppelwandig mit eingebauten

Schränken (siehe Abb.) auf ca. 400 M., drehbar und mit besser ausgebautem Inneneinbau auf 6—800 M.

Damit ist ein Typ geschaffen, der wandelbar allen Bedürfnis- und Billigkeitsansprüchen genügen dürfte, der, da in höchster Sachlichkeit ausgebildet, aber auch modernem Geschmack entspricht.

M. Sch.

Breslauer Glossen.

Die Siedlungsgenossenschaft Eichborngarten nimmt eine größere Anzahl neuer Mitglieder auf. Es liegen bereits über 250 Anmeldungen vor (Büro Breslau, Fliederweg). Wir wünschen der Siedlung, die bereits ca. 2000 Einwohner zählt und nun mit Hilfe der Lebensversicherung des preußischen Beamtenvereins eine neue großzügige Landwerbungs vornehmen will, den besten Erfolg.

Der Landkreis Breslau gibt unter Zeichnung von Landrat Bachmann und Architekt May (j. Stadtbaurat von Frankfurt a. M.) eine Denkschrift zur Frage der Eingemeindung, die in Breslau viel böses Blut machte, heraus. Eine Reihe gutgelungener Fliegeraufnahmen zeigen die Umgebung Breslaus. Mehrere wohlbekannte Autoren, internationale Städtebauer von Ruf bringen Beiträge. Wir möchten, soweit Machtfragen im Vordergrund stehen, uns der Stellung-

nahme enthalten, doch dürften die aufgeworfenen Fragen auch weite Kreise im Reich interessieren, kommen doch vielerorts die Interessenkämpfe zur großen Umsiedlung unserer Zeit in ähnlicher Weise zum Austrag. Wir möchten hierbei nicht verfehlen, in die Debatte zu werfen, daß die allgemeine Intensivierung viele Gegensätze auszugleichen imstande wäre, daß dann die Fläche eine weniger drohende Komponente der Einengung ist. Allerdings wird Intensivierung nicht durch Zusammendrängung erreicht, wenigstens nicht ohne größere soziale Bedenken. Entkleidet man die Fragen, die die Denkschrift zumeist beherzt und weit vorausschauend ansatz, des machtpolitischen Drum und Drans, so bleibt die Dauerkleingartenfrage dringendes Problem der nächsten Zeit. Gleichzeitig harret die Wohnsiedlungsfrage in Breslau der besseren Lösung. Bodenpreise von 5—10 M je qm sind der Tod einer Siedlung. Das „Weiterweg-von-der-Stadt“ wird hier momentane Spannungen unbedingt beseitigen.

B. Wie plane ich meinen Wohn-Siedlungsgarten?

Fast jeder Siedlungsgarten ist ein nicht für sich allein zu betrachtender Teil einer geschlossenen Siedlung. Das erschwert anscheinend zunächst die Planung, wenn man seinen Garten individuell anlegen will. Aber nur scheinbar. Der Gesamtrhythmus gibt auch dem Einzelgarten eine übergeordnete Note, aus der sich das Höchstmögliche herausholen läßt, wenn der Gesamtplan gut ist.

Aus wirtschaftlichen Gründen bleibt meist die gedrängte Wohnweise. So besteht eine unerwünschte Einsicht des Nachbarn. Erst eine gewisse Intimität verleiht dem Garten den höchsten Wert.

Hier glückliche Lösungen zu finden, ist oft schwer, heißt es doch: **Licht, Wind, Hausfront, Sonnenfront** mit dem, was aus dem Garten gemacht werden soll, in Einklang zu bringen. Diese formale Seite der Gartenfrage ist dem heutigen einseitigen Berufsmenschen fremd. Und doch ist sie Voraussetzung: nur der räumlich gut gegliederte Garten kann höchste Funktion erfüllen, wie wir sie von ihm erwarten. Der Wert der Fläche wird dadurch vervielfacht.

Grundsätzlich sind die Voraussetzungen für den Wohnsiedlergarten als Gebrauchsraum gleich, nur nicht die Lage und die **Mittel der Gestaltung**.

Wägen wir ab, was den richtigen Siedlergarten am wertvollsten macht, so ist es die Möglichkeit, im Freien ungestört sich zu bewegen. Vor allem gilt dies für die Kinder, die hier zu einer anderen Generation heranwachsen als in den Mietkasernen mit ihrer Asphaltumgebung. Da kommt nun der Spießer oder die ängstliche ordnungsliebende Hausfrau und verbietet das Betreten und Berühren. So kommen wir nicht weit, da wäre der Zweck verfehlt. Die Kinder müssen buddeln, planschen, sich balgen können. Also **Sandkästen, Wasser, Spielrasen** in die Gärten. Entgeht uns dadurch etwas an Kulturfläche, so bauen wir den Rest dafür um so intensiver aus. **Wandeln wir aber vor allem die „guten Stuben“ um, die „kalte Bracht“ des Gartens**, die Blumenbeetchen in kleinen Rasenflächelchen mit Schängelwegen, wie überhaupt alle Luxuswege, größere Vorgärten, für deren gute Instandhaltung die Mittel ja doch nicht da sind oder besser verwendet werden können. Machen wir daraus Spiel- und Gesellschaftsrasen in des Wortes ehrlicher Bedeutung, Rasenflächen, die täglich betreten werden können.

Auch hierfür ist wie für die Kulturflächen **Schutz** nötig und Rücksichtnahme auf Sonne und Schatten.

Das ideale und immer in den Gesamtplan passende Mittel hierfür wie für die räumliche Gestaltung des Gartens ist die **Hecke**, von der einfachen dicht gereihten Beerenobstpflanzung, der Brombeerberandung, Weißdorn- und Ligusterhecken bis zu den wertvollsten Hainbuchen- und immergrünen Hecken. Auf einem 30—80 cm breiten Streifen bauen wir uns durch sie Wände gegen den schädlichen West- und Nordwind, gegen Kengier, gegen Wildstraß und Diebstahl. Hier gibt es feine und feinste Abstufungen für die Zweckbestimmung der Hecke, sowie ihre Wirkung im Hinblick auf die Wohnlichmachung des Gartens.

Massivere und mächtigere Wirkungen geben **Strauch- und Baumpflanzung**. Hier heißt es äußerste Beschränkung, nur dann haben diese in unserem kleinen Garten genügend Raum für ihre volle Entwicklung, nur dann wird durch sie später nicht alles mühsam Aufgebaute wieder zerstört. Wie fein können aber auch im kleinsten die Freilichtstocwerke unseres Gartens aufgebaut werden. Und das Wunderbare: bei guter Planung und Pflanzung wachsen sie allein oder mit geringer Nachhilfe. Jedes Jahr ändert sich das Gesicht des Gartens, o weh, wenn dann der „Planer“ davor steht vor dem Wunder, das ihm aus den Händen wächst und zur Uniform wird.

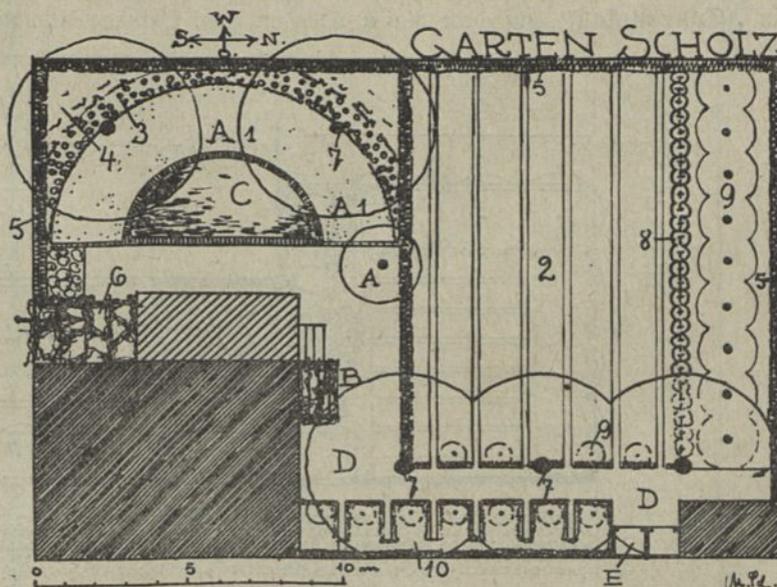


Abb. 77.

A = Sonnenplatz u. -rasen, B = Schattenplatz, C = Wasserbassin, D = Wirtschaftsplätze, E = Dungsilos.

1 = Rasen, 2 = Gemüsebeete, 3 = Stauden, 4 = Sträucher, 5 = Hecke, 6 = Schlinger, 7 = Obstbäume, 8 = Spaliere, 9 = Beerenobst, 10 = Küchenkräuter- und Blumenbeete.

Edelmistbereitung.

Von Herrmann Kranz.

2. Fortsetzung.

Erklärung zu beistehenden Tabellen.

Es ist durchaus zulässig und erforderlich, selbst unter Einschaltung von Schätzungswerten, Rechnungen aufzustellen, wenn, wie es Zweck unserer Ausführungen ist, verschwommene Vorstellungen durch klare Bilder ersetzt werden sollen. Solche Näherungsrechnungen anzusetzen und durchzuführen, ist nicht einfach und erfordert auch ein gewisses Maß von Mut.

Wie wir immer wieder betonen, handelt es sich hier darum, einer Vergendung des Volksvermögens von beispiellosem Ausmaß Einhalt zu tun. Da hat jeder ehrliche Vergungsvorschlag vollen Anspruch nicht nur auf rasche und sachliche Prüfung, sondern auch auf beschleunigte Unterstützung seitens aller hierzu Berufenen. Tatensloses Zuwarten, besonders wenn dies unter Begleitung schöner Reden und unter dem Deckmantel weiser Bedächtigkeit geschieht, ist in solchem Falle verwerflich und gemeinschädlich.

Zusatz der Schriftleitung. Mit der beigegebenen Tabelle und der graphischen Darstellung stimmen die 5-jährigen Versuche der Gärtstatt G. m. b. H. gut überein. Wir werden später auf diese zurückkommen und über die behelfsmäßige Edelmistbereitung noch einen Aufsatz bringen.

In jeder Verfahrensgruppe findet sich über den Einzelwerten a b c d eine wagrechte Linie mit den Bezeichnungen a₁ b₁ c₁ d₁. Die Lage dieser Linien gibt an, wie hoch sich für jede Gruppe deren Erntemehrwert stellen würde, wenn die schädliche Rindenschicht nicht vorhanden wäre. Die Strecken a₁a, b₁b, c₁c, d₁d sind also ein Maß für die jeweilige GröÙe der Wertminderung durch die Rindenschicht.

Erntemehrwerte in t Kartoffeln je 100 t frischen Mistes.

Lfd. Nr.	Bezeichnung in Abb. 79	Art des Verfahrens	Gütegrad der Ausführung	Erntemehrwerte in t Kartoffeln				Durchschnitt
				Landwirtschaft		Gärtnerci		
				a Gutshof (100 ha)	b Bauernhof (10 ha)	c Mittelbetr. (0,5 ha)	d Kleinbetr. (0,15 ha)	
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.
1.	A	Misthaufen	mangelhaft	17,8	15,8	16,2	14,8	16,1
2.	B	"	mittelgut	26,1	23,1	23,6	21,3	23,5
3.	C	Edelmistbereitung, behelfsm.	mittelgut	37,5	31,3	32,5	27,8	32,3
4.	"	"	sorgfältig	50,0	42,8	44,2	38,5	43,9
5.	"	"	mittelgut	65,5	60,0	57,1	46,2	57,2
6.	D	"	sorgfältig	73,9	73,8	73,6	73,7	73,8
7.	"	"	sehr sorgfält.	—	—	—	76,6	76,6

VOM MISTHAUFEN ZUR EDELMISTBEREITUNG

Entwicklung der Erntemehrwung in t Kartoffeln je 100 t frischen Mistes

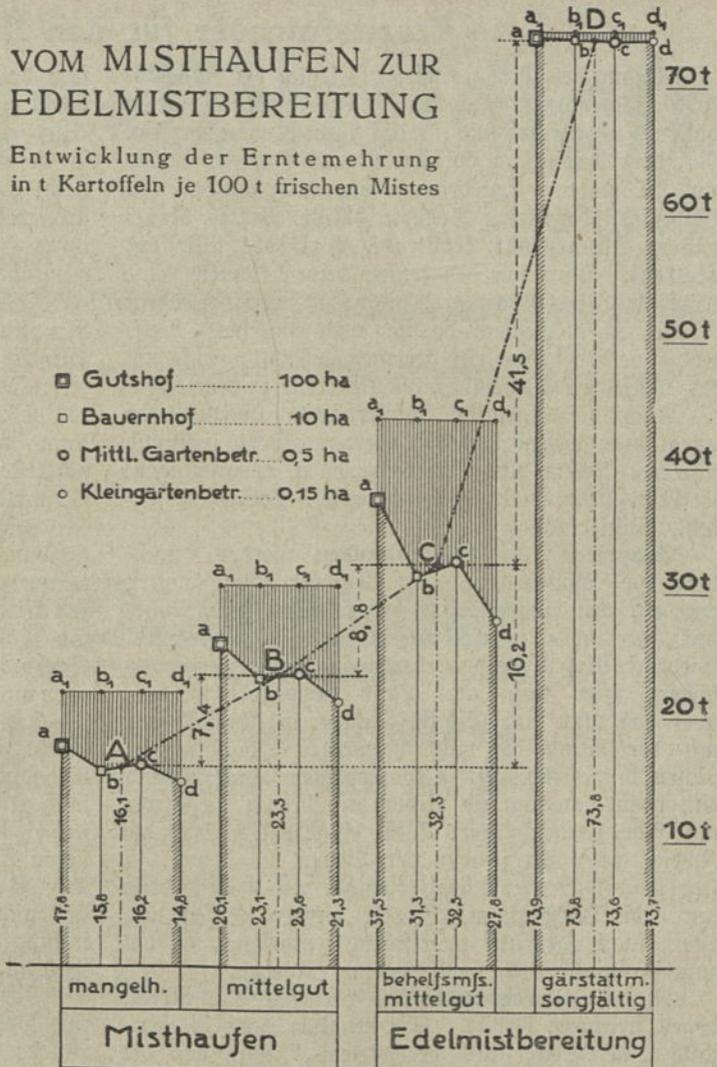


Abb. 79

Arbeitskalender für den Monat Oktober.

Anfang des Monats wird als letztes der Adventsfohl ausgepflanzt. Im übrigen ist der Gemüsegarten vollends abzuernten und für den Winter vorzubereiten. Nachdem bereits im vorigen Monat Gurken, Kürbis und Tomaten eingebracht wurden, folgen nun Endivie, Karotten, Sellerie, Rote Beete, Kohlrüben, Blumenkohl, Kohlrabi, Weißkohl, Wirsing, Rotkohl. Nur von den letzten beiden können kleine Köpfe bis zum November, bis zum Eintritt stärkerer Fröste stehen bleiben, da sie noch wachsen. Reife Köpfe werden besser früh geerntet, ja selbst wenn's not tut, bereits im September, um Überreife zu vermeiden.

Auch die eigentlich winterharten Gemüsearten pflegt man wegen leichter Gebrauchsernte während stärkerer Fröste und Schneeperioden einzuschlagen, so Petersilienwurzel, Schwarzwurzel, Porree, Rosenkohl, Winterkohl.

Erdbeeren und **Blütenstanden** werden, nachdem die Blütriebte von letzteren abgeschnitten wurden, mit einer Schicht verrottetem Dünger bedeckt, der im nächsten Frühjahr untergegraben wird. Niedrige **Rosen** werden ebenso eingedeckt, nur etwas höher. Hier kann auch Laub verwendet werden, über das man eine Schicht Fichtenreisig breitet, damit der Wind es nicht verweht. Hochstämmige Rosen bindet man mit Papier oder Sackleinwand ein, oder man legt sie nieder und bedeckt die Krone mit Erde. Ebenso wird Wein eingedeckt. Sind die Zweige zu sparrig oder der Boden zu schwer, so legt man 2 Bretter schräg darüber und bedeckt diese mit dem Deckmaterial. Dabei werden Rosen und Wein nicht oder nur provisorisch geschnitten, da bis zum Frühjahr noch viele Zweige eingehen.

Manche **Zwergbäume** sind ebenfalls empfindlich gegen strengere Fröste. Sie erhalten deshalb ebenfalls eine Decke aus verrottetem Dung, der die Veredlungsstelle gut bedeckt.

Bei der **Herbstbodenbearbeitung** ist vielfach, besonders auf schwerem Boden üblich, einen Graben auszuwerfen, mit dessen Erde dazwischenliegende Beete in verschiedener Breite überdeckt werden. So-

fern dabei das dazwischenliegende Land unbearbeitet bleibt, ist diese Bearbeitung nicht gut für den Boden. Wird es der Arbeitersparnis halber so ausgeführt, so ist es ratsam, auf Beschaffung einer Fräse bedacht zu sein, die den Boden in idealer Weise bearbeitet, besonders den schwereren und durch Anhängen ihres Häufelkörpers Herbstfurchen in einem Arbeitsgang herzustellen imstande ist.

Jetzt ist auch die beste Zeit, für **Um- und Neupflanzung von Obstbäumen**. Man mache für Birnen und Kirichen die Baumlöcher tief. Wenn diese Obstarten später nicht gedeihen wollen, so liegt es vielfach am undurchdringbaren Untergrund. Oft kann man ihn beim Pflanzen durchbrechen, zum mindesten aber feststellen, wenn der Boden für diese Obstarten nicht geeignet ist.

Beim Pflanzen selbst wird zuerst der Pfahl eingerammt, beim Einschlagen nach der Pflanzung würde er die Wurzeln beschädigen. Die Erde ist mit Borratsdünger zu vermischen. Als solcher eignen sich Rasensoden und roher Kompost für die tieferen Schichten und feinerer Kompost zwischen den Wurzeln, oder mit Jauche angefeuchteter Torfmull, dem etwa je 3—5 Pfund Thomasmehl und 40%iges Kalisalz zugefetzt sind. Man hüte sich vor zu tiefer Pflanzung, besonders auf schwerem Boden. Der Wurzelhals muß etwa 5—10 cm über der Bodenoberfläche zu stehen kommen, dann sitzt er nach dem unvermeidlichen Sacken des Bodens mit der Oberfläche gerade. Der Baum ist am Pfahl so zu befestigen, daß er sich nicht reibt, was besonders häufig bei lose geschlungenen und 8förmig angebrachten Bändern der Fall ist.

Vor dem Pflanzen wird der Baum geschnitten, und zwar werden an den Wurzeln nur die Wundränder glatt gemacht. Wurzeln und Krone müssen dann übereinstimmen. Sind die Wurzeln also stark beschädigt oder kurz, so müssen die Kronenzweige mindestens ebenso kurz zurückgeschnitten werden, sonst können die verminderten Wurzeln die Krone nicht genügend mit Wasser versorgen. M. Sch.

Schädlingkalender.

Sobald das Laub der Bäume abgefallen ist, sind sofort verfaulte und eingetrocknete Früchte, die am Baume hängen geblieben, zu entfernen und zu verbrennen. Meist sind derartige Früchte von der **Monilia** befallen, die durch sie immer mehr verbreitet wird. Eintrocknete und am Zweig sitzen gebliebene Blätter enthalten ebenfalls Krankheitskeime, sind also auch zu entfernen.

Alles Laub ist auf alle Fälle tief unterzugraben oder zu kompostieren. Um die vielerlei Krankheitskeime, die darin überwintern, sicher zu vernichten,

wendet man am besten dafür das Heißgärverfahren an (s. S. 12/24 u. 1, 6, 8 der Siedl.-Wirtsch.).

Gegen Ende des Monats beginnt der **Frostspanner** zu fliegen. Es werden dagegen die bekannten Leimringe angelegt, die das Emporklettern der flügellosen Weibchen verhindern. Man verwende nur besten Leim, der bis zum Frühjahr klebfähig bleibt und lege die Ringe auch um die Baumpfähle an. M. Sch.